

Juste une femme

geschrieben 2026

Hunsrück, die Geschichte des Waldes

Der Start

Da wo meine Wiege stand.

Da wo mein Leben steht. Neben einem Baum,
aufgefangen, eingefangen.

Ich wurde in den frühen 40er Jahren geboren. In einer Hütte in einem kleinen Dorf, umgeben von Feldern und Wald. Im Herbst. Meine Mutter war schlammbeschmiert, an den Füßen, den Beinen, aber das war ihr geringstes Problem. Probleme hat jeder, aber in manchen Zeiten sind sie so groß, dass man sie nicht lösen kann. Sie konnte ihre Probleme nicht lösen. Meine Mutter machte alles, was daheim notwendig war, der Vater war an der Front. Meine Geburt war das Ergebnis eines Heimataufenthaltes. Sie hatte es schwer, meine Mutter. Hat gekämpft hier im Wald, dass unser kleiner Hof erhalten blieb, unsere Hühner, unsere Schafe, dass wir, unsere Familie keinen Hunger leiden mussten. Wir hatten genug für uns, aber nicht für andere. So verdienten wir uns keine goldene Nase, wie andere Bauern zu dieser Zeit. Zu uns kam niemand aus den

Städten, um zu kaufen, nein, wir, wir waren hier im Wald, nicht Land, einsam inmitten von Bäumen. Zwar kamen zu uns keine Bomben, keine Panzer, keine Soldaten, aber eben auch kein Wohlstand, denn wir waren hier eben im Wald. Jahrhunderte lang kam niemand zu uns, kein Heer schaffte es jemals hierher, auch kein Gendarm, der die Geflohenen verfolgte. Der Hunsrück war die letzte Möglichkeit, um zu überleben, niemand kam hierher, wenn er noch eine andere Wahl gehabt hätte. Niemand wollte je hierher, in den Wald. Aber für mich, ist es meine Heimat. Im Frühjahr blühten die Wiesen, die kleinen Äcker wurden bestellt, die Hühner durften auf den Hof, die Schafe gingen zur Weide. Im Sommer scharren die Hühner auf dem Hof, die Hunde sprangen um die Schafe, die Schafe blöken, leckten ihre Jungen sauber und wir gingen durch den Wald, aßen Beeren, kletterten auf Bäume oder spielten auf unserem kleinen Hof, auf der trockenen Erde. Lagen in den Lichtungen und ließen uns die Sonne auf den Bauch scheinen. Im Herbst spielten wir auf der feuchten Erde, im Schlamm, und die Schafe blöken, und die Hühner scharren und wir sammeln Pilze. gingen als es kühler wurde, auf den Pfaden, die die Generation vor uns schon

gegangen war. Krieg, nein für uns gab es den hier nicht. Wir hätten ihn beinahe nicht bemerkt. Wenn man als Kind irgendwo hineingeboren wird, ist egal was es ist alles das Normalste der Welt. Für uns war es normal immer nur auf dem Hof und im Wald zu sein. Mutter zu helfen, und wenn wir nicht taten, was sie wollte, bekamen wir eine Ohrfeige. Dann wurde nicht geweint, nein, warum auch, es war etwas Gegebenes, unsere Mutter mit allem, was dabei dazugehörte. Die Hühner wechselten, die Beeren und Pilze wurden vertilgt und unser kleine Schafherde, blieb eine kleine Schafherde, die aber genug für uns abwarf. Ich hatte nie Hunger, zumindest nicht nach Essen.

Als ich geboren wurde war also Krieg. Deswegen lernte ich meinen Vater erst mit ein paar Jahren kennen. Auf einmal war er da. Wir kamen aus dem Wald, hatten dort wie immer gespielt, uns versteckt, sind gerannt, haben auf den Lichtungen ein paar Beeren gegessen. Meine Mutter kochte gerade, als wir heimkamen. Es war so wie immer, nur dass diesmal ein Mann am Tisch saß. Wir sagten nichts, waren nur leicht verwundert. Meine Mutter sprach nicht viel, es war nicht ihre Art. Meine

Mutter hatte immer eine leicht verkniffenen Mine, sie ließ uns immer ein wenig Angst vor ihr zu haben. Auf diese Art kann man auch Kinder erziehen, nicht mit Liebe, sondern mit Autorität. Und das hatte meine Mutter mehr als genug. Wenn sie uns etwas sagte, machten wir es sofort. Wir wollten keinen Ärger mit ihr, denn sie schlug zu, hart, schnell, ohne viel Diskussion. Das tat weh, immer. Niemand möchte das, am wenigsten Kinder, aber für uns gehörte es dazu. Im Gegenzug dazu hatten wir immer ein sauberes Haus, etwas zu essen und ein warmes Bett. Es war also dieser neue Mann da. Wir wussten noch nicht, wie wir das einordnen sollten, standen, schauten. Meine Mutter sagte nur kurz, wie das ihre Art war: „Das ist euer Vater. Er ist wieder da.“

Er lächelte, ein nettes, wenn auch ein wenig kaputtes Lächeln. Er hatte einen leichten Bart, roch, seine Haare waren zerzaust, seine Sachen zerlumpt. Aber seine Augen, die waren warm, hatten einen leichten warmen Glanz. Diese Augen fingen uns ein, von Anfang an. „Na, kommt her“. Sagte es, stand auf, von unserer Eckbank, nahe des Ofens und wir gingen hin, um auf halben Weg

von ihm und seinen mächtigen Armen umfassen zu werden. Schlicht eine Umarmung, aber die sagte, ich bin daheim, bin bei euch, wir sind eine Familie. Draußen wehte ein kleiner Wind, auf dem Hof scharrten die Hühner, und meine Mutter machte das Essen fertig. Die Ankunft meines Vaters war ein Ereignis, danach ging es aber weiterhin so dahin, unser Leben. Plätscherte, so wie der Bach, neben unserem Haus. Mein Vater schaffte noch mehr Schafe an. Und fand, als das Land im Aufbruch war auch schnell Arbeit, in einer nah gelegenen Fabrik. Er fuhr immer mit dem Rad. Heute würde das keiner mehr machen, aber mein Vater fuhr gerne, liebte es geradezu. Durch die Straßen, die geteert waren. Heutzutage wäre das verpönt, es muss immer ein Auto sein, das erwartet man heutzutage, von sich selbst und seinen Mitmenschen, aber damals war es nicht so. Armut führt nicht immer zum Schlechteren und Reichtum nicht unbedingt zum Besseren. So hatte mein Vater ein sonniges Gemüt, trotz Armut, trotz überstandenen Krieg. Wahrlich überstanden, man merkte ihn keine Narben an, weder seelisch noch körperlich, und er hatte Lust auf Leben, auf Singen, Feiern, Tanzen. Es ist klar, dass dies nicht zu meiner

Mutter passte. Aber bei uns schuf das Eindruck.
Manchmal ging er mit uns in den Wald, zeigte uns alles, die Beeren, die Pilze im Herbst. Im Winter ging er mit mir und meinem Bruder Rehe schauen. Wir liefen durch den Wald, in Ruhe und sahen, wie diese Tiere durch den Wald huschten. Braune Augen, braunes Fell, braun wie die Erde die uns auf dem Hof umgab. Sie waren verletzlich und schnell. Bei diesen Pirschen mussten wir ruhig sein, aber das konnten wir, wir hatten es früh gelernt das Schweigen. Im Herbst beobachteten wir die Hirsche. Sie kamen zuhau, im Morgengrauen, wenn sich der Nebel lichtete, auf die Lichtungen, sie rührten, dass es fast schon unheimlich war. Ein Hirsch beeindruckt. Bei den Rehen im Winter spürte man die Verletzlichkeit, bei den Hirschen die Stärke der Natur. Sie wurden viel geschossen, in unserer Gegend. Viele hatten guten Rehbraten oder Hirschbraten auf den Tisch stehen. Wir wuchsen mit dem Tod von Tieren auf. Unsere Hühner wurden geschlachtet, ab und zu ein Schaf. Ein geschossenes Reh gab es auch ab und zu. Als es das erste Mal Rehbraten gab, war ich schockiert. Diese verletzlichen Waldgeschöpfe, die wir im Winter gesucht hatten, um sie anzusehen, diese Tierchen sollten wir

essen? Ich wollte nichts davon haben, als es auf den Tisch kam. Mutter gab mir einen Schlag, ich sah wie mein Bruder und mein Vater bei dem Essen schmatzten, meine Mutter aß auch schnell und viel, ich verstand es nicht. Wie konnten sie? Aber dann hatte ich doch Hunger also aß ich es. Es ist mir nicht möglich zu sagen, ob es schmeckte oder nicht, ich aß es. Friss oder stirb. Dann kommt es nicht darauf an, was oder wie man isst. Im Hunsrück gab es schon zu diesem Zeitpunkt keine spezielle gute Küche. Gefüllte Klöße, an Festtagen, wenn die Dörfer feierten. Ansonsten aß man hier, um satt zu werden. Nicht um sich kulinarisch auszuleben. Ein paar Kilometer außerhalb war das schon wieder anders, außerhalb vom Hunsrück, aber hier in diesem Wald, lebten viele von der Hand in den Mund und machten sich nicht viele Gedanken, wie man gut und schön, leben oder essen kann, nein, nicht hier. Man baute hier nicht viel an, Kultur auch Esskultur wurde hier nie großgeschrieben. Man kochte hier nicht stundenlang, oder feierte an langen Tafeln, nein, hier ging man in den Wald. Nirgends ist man dem Wald so eng verbunden wie hier. Viele Familien besaßen hier ihren eigenen Wald, oft als ihren Lebensinhalt. Für die Kinder war er gut zum

Spielen, für die Eltern gut zur Nutzung. Ich habe mich als Kind im Wald immer wohl gefühlt, immer, er war mein daheim. Wenn der Wind durch die Wipfel ging, dann war es ein kleines Lied. Auch konnte ich mich im Wald schon als Kind gut orientieren, ich verlief mich nie. Kein einziges mal. Wenn einmal im Jahr das Stadtfest in der nächsten Stadt war, fuhren wir gemeinsam hin, mein Bruder auf dem Gepäckträger und ich auf dem Kindersitz des Rads, vorne am Lenker, und dann los mit Papa, zu dritt auf unserem Drahtesel. Aßen dort Zuckerwatte, kandierte Äpfel. Vater traf immer Bekannte dort, redete mal mit dem mit dem. Mutter ging nie mit zu den Festen. Aber wir vermissten sie auch nicht dabei. Wir wären gar nicht auf die Idee gekommen, sie dabei haben zu wollen. Mutter, die war Hof und Heim, im Wald, aber in der Stadt unter Leuten, das hätte nicht gepasst. Dessen waren wir uns sicher. Vater brachte uns zum Karussell, ließ uns auf den Pferden im Karussell reiten, es machte Spaß. Auch er hatte Spaß. Stand mit den Männern, mit einem Bier in der Hand, das hatte er irgendwie immer. Ein Bier. Daheim stellte Mutter es ihm immer wortlos auf den Tisch, wenn wir daheim aßen, es war das Normalste der Welt. Einmal ließ er uns

probieren, einfach so, wir wollten nur wissen, wie so ein Bier wohl schmeckt. Mutter war böse, auch als wir sagten, dass sei eklig. Vater lachte und fragte, ob wir mehr wollen würden. Daraufhin hat Mutter sein Glas genommen, und nachgeschenkt. Ohne ein Wort, nur ein Blick, wie immer. Vater hat schief gelächelt, ohne ein Wort. Es gab bei uns nicht viele Worte. Im Gegenzug haben sie sich auch selten gestritten, denn dafür hätte man auch Worte gebraucht. Mutter redete selten auch zu uns. Sie wurde im Laufe der Jahre immer wortkarger, sie erklärte uns auch nichts. Was man für das Leben braucht, kapiert man allein, oder gar nicht. Und wenn man es nicht kapiert, dann versteht man die Konsequenz, Prügel. Wir waren schlaue Kinder, sie hat uns schon in unseren ersten Lebensjahren gehauen. Es tat es weh. Bis in die Seele. Aber Kinder arrangieren sich mit allem. Und wir wollten lustig sein. Meine Mutter nicht. Aber Papa war lustig. Auf den Stadtfesten, wenn wir Karussell fuhren und er mit den anderen Männern dort lachte, und uns zuwinkte. Abends fuhren wir dann zurück. Glückliche, aufgedreht. Mutter stand in der Küche und arbeitete. Wir kamen gerannt, wollten erzählen, wie schön es gewesen war, aber Mutter sagte nur: zieht eure

Schuhe aus. Geht ins Bad, wascht eure Hände. Da war es wieder, das Schweigen. Das Nichtreden, Nichtredenkönnen, Nichtredenddürfen, die unsichtbare Wand, die dieses Holz, dieser Wald hier spinnt. Wir lernten es hier, wir lernten es von früher Kindheit an: Schweigen. Lernten, dass Reden nichts bringt. Kinder werden erzogen, zu dem was die Eltern sind, ob man will oder nicht. Und je schlauer Kinder sind, desto eher werden sie durch die Eltern geformt. Und wir waren schlaue Kinder. Mein Bruder lernte alles noch früher und schneller als ich, er konnte sich immer besser anpassen. Darin liegt das Glück, im Mitschwimmen im Strom, wie auch immer er sich gerade zeigt. Und im Hunsrück hieß der Strom uns Schweigen. Vor allem über Nichtverstandenes. Manche Menschen von außerhalb, von anderen Teilen dieses Landes scheinen diese Art hier befremdlich zu finden. Dann prallen Welten aufeinander. Zugezogene gelten dann schnell als einfältig. Vertrauensselig. Naiv. Die müssen noch auf die Weide, die müssen erst noch mal richtig durchgekloppt werden. Schweigen gilt als Stärke, Reden ist Schwäche. Man hat eine Mauer errichtet, jeder für sich, und gegen alle anderen. Alles innerhalb dieser Mauer hat

niemanden zu interessieren, egal wie viel oder was das ist. Wichtig ist nur: alles, was drin ist soll auch drinbleiben, nichts darf nach außen treten, niemals reden. So tun, als ob alles tot wäre, da drin. Das nach außentretende Innenleben würde beim Fortbestand des Ewiggleichen nur stören. Die Ordnung muss gewahrt bleiben, alles andere wird nicht geduldet. Um das zu lernen sind sie da die Schläge in der Kindheit, da begreift man, wie es funktioniert, und spart sich dafür im späteren Leben die Schläge der Erkenntnis. Die Schläge bringen einen in die Bahn, was man denkt und fühlt ist einerlei, solange man überlebt, und das kann man durch Anpassung, nicht durch Rebellion. Meine Mutter hatte das verstanden, mein Vater nicht. Mein Vater war ein warmer Mensch, gesellig, er war anders als die Mutter, anders als die meisten. Er kannte den Krieg, vielleicht wollte er deswegen so unbedingt, auch sein Stück vom Kuchen, wollte selbst ein wenig Spaß, ein gutes Leben. Aber Krieg hört nie auf, sobald man einen Krieg anfängt kann man nicht mehr überleben, denn egal, wie, danach ist alles, aber auch wirklich alles anders, auch man selbst. Und der innere Krieg hört nie auf, nie, er beginnt früh in dieser Verwirrung, die wir Leben nennen, oder zu

der wir das, was wir Leben nennen gemacht haben. Sind erschrocken, sortieren in uns selbst gedanklich und emotional die Niederlagen, gewinnen eine Schlacht, aber anstatt den Sieg zu genießen, kommt schon der nächste Kampf um die Ecke, kann es kaum erwarten uns niederzustrecken. Solange bis das Leben, oder das, was wir dazu gemacht haben, den Kampf gewinnt. Manche wissen das nicht, und das ist gut so, denn es lässt hoffen. Mein Vater hoffte weiterhin auf den Genuss des Lebens. Mein Bruder und ich mochten ihn für seine Leichtigkeit und Lustigkeit. Es ließ uns die Schläge der Mutter wegstecken. Mein Bruder kam ein wenig nach ihm. Er fühlte sich wohl in seinem Leben, hatte nie das Bedürfnis aufzubegehren. Er bekam seine Grenzen früh gesetzt und konnte sich darin sehr gut bewegen. Das war seine Stärke, absolut nicht mehr zu wollen, als er haben konnte, als ihm von Hause aus zustand. Und ich lernte es auch, aber mir tat es weh. Sie hätte das nicht tun dürfen, niemand darf Kinder schlagen, aber ich bin mir sicher, das würde sie nicht unterschreiben, die Generation meiner Eltern. Es war normal, dass man sich eine fing, einen leichten Klaps zur Bekräftigung einer Meinung, einen Schlag ins Gesicht, wenn man frech war,

eine Tracht Prügel, wenn man im Dorf Schande gemacht hatte. Darauf legte meine Mutter viel Welt, dass man nicht über uns redete. Deswegen hatten wir immer saubere Sachen an, waren immer gewaschen. In der Öffentlichkeit stupste sie uns nie zurecht, das geschah dann daheim. Da gab es die Schläge. Teils mit dem Rührlöffel, teils mit einem Besen. Sie hatte Wut, unsere Mutter. In der Öffentlichkeit zeigte sie das nicht. Hatte eher müde Augen, man sah ihr nicht die Brutalität an, die zeigte sie nur daheim. In der Öffentlichkeit zeigte sie sich bescheiden, zeigte, dass sie eine war, die wusste, wo sie hingehörte. Eine die keine Flausen im Kopf hat, und dafür sorgen würde, dass ihre Kinder auch keine haben würden. Kinder müssen aufhören zu träumen, das heißt erwachsen werden. Mit jeder kleinen Grille in unseren Kinderköpfen antwortete sie mit Strenge. Das hat uns kleine Menschen auf unserem Weg geformt. Aber jede Familie erzog ihre Kinder damals so. Jede, ich habe nie gehört, dass es hier anders gewesen wäre. Das war für uns das absolut normale Dasein. War es glücklich? Wer weiß das schon, aber es war unser Leben.

Ich kam in die Schule, wie alle Kinder. Und wie bei allen Mädchen der kleinen Höfe war klar, dass ich in der Schule keine große Zukunft haben würde. Warum auch? Schließlich heiraten Mädchen, und bekommen dann selbst Kinder. Das ist so. Warum sollte es bei mir anders sein? Ich ging jeden Tag im Dorf zur Schule. Mein Bruder war auch dort, aber das hatte keinen Belang. Mein Bruder war immer so unscheinbar, er fiel nie jemanden auf. Machte, was er musste, hörte auf die Lehrer, die eine Spezies für sich sind. Zucht und Strenge, stillsitzen, keine Mucks von sich geben, wenn nicht, wurde nach Hause gepetzt, damit die Eltern die Schläge verteilen konnten, die die Lehrer nicht geben durften. Sie mochten uns nicht, die Lehrer. Zumindest denke ich das im Nachhinein. Sie hatten keine Interesse daran uns zu bilden. Nein, sie sollten uns auf das Leben vorbereiten, und das Leben der kleinen Leute heißt in aller Welt: Aushalten, nicht murren, nicht hinterfragen, Aufträge ausführen, Träume beerdigen. Für ein kleines Mädchen, selbst wenn sie die Prügel der Mutter schon oft eingesteckt hatte, waren die Schuljahre schockierend. Die Vorbereitung auf das Leben. Wer denkt Schule wäre ein Schonraum, war nie in einer Schule. Sie schont

nicht. Sie vertreibt die Schmetterlinge des Herzens. Und in mir wohnten viele Schmetterlinge. Ich sah sie tanzen, bei unseren Waldstreifgängen, mit meinem Bruder und unseren Freunden, wenn sie durch die Luft flatterten. Sie waren meine erste Liebe, die Schmetterlinge, sie waren so zart, bunt, fröhlich, frei. In der Schule bekam ich Stifte. Ich malte wie wild los, immer Schmetterlinge. Kleine, Große, mit Punkten, mit Strichen, in allen Farben, in Dreiecken, mit Glitzer, mit Monden, Sternen, schön, lebendig. Ich kann mich nicht daran erinnern, wann ich das erste Mal Schmetterlinge gesehen hatte, aber ich erinnere mich, dass ich mit ihnen gerne spielte, nach ihnen rannte, meinen Arm hinstreckte, damit sie sich daraufsetzten. Wenn ich etwas benennen hätte müssen, was für mich Glück bedeutete, dann wäre es ein Schmetterling gewesen. Wenn Kinder malen, dann malen sie Glück. Und in mir war noch Glück. In jedem Kind ist welches, man kann es gar nicht abstellen. Kinder kommen mit einem Vorrat an Freude auf die Welt, es liegt an den Menschen selbst ihn so langsam wie möglich aufzubrauchen. Mein Vorrat füllte sich immer wieder, wenn ich in der Schule Schmetterlinge malte. Ich schnitt sie aus und klebte sie in jede Seite meiner

Fibel, meines Aufgabenheftes. Es war Liebe. Für mich ist Liebe Unschuld, man bewundert, betrachtet das Geliebte stundenlang, erforscht es, respektiert es, und wünscht es möge nie sterben. Kein Erwarten, keine Forderung nur der Wunsch nach der Zeit mit diesem Geliebten. Zeit für etwas zu wünschen, Zeit mit etwas zu verbringen, weil man es will, das ist Liebe, kein Denken, wie lange dauert es noch, nein, vielmehr unendlich Zeit damit haben zu wollen, nichts anderes nur noch mehr Zeit, besser noch die Zeit vergessen, das Gefühl wie lange etwas dauert. Wie sagt Nietzsche: alle Lust will Ewigkeit. Ich wollte nichts von den Schmetterlingen, erwartete mir nichts, als ich sie malte, ausschnitt, einklebte. Nichts, nur, dass es schön war, dass es sie gab, dass sie in dieser Welt waren. Dafür brauchte ich keinen Sinn, kein das bringt mir etwas, nein, es war so sinnlos, und genau das war der Beweis meiner Liebe. Ich wollte sie mehr und mehr, entwickelte eine richtige Obsession, malte und malte. Mein Bruder war anders als ich, während ich am Tisch blieb, rannte er. Durch den Wald. Ich wollte das immer weniger, mir lag das Malen. Meinem Vater gefielen meine Bilder. Den verächtlichen Blick meiner Mutter sah ich nicht, der eigene

Kinderschutz des Nichtverstehens war aktiv. So saß ich immer öfter an meinem kleinen Tisch am Fenster. Wenn die Sonne schien, freute es mich, denn dann konnte ich noch besser sehen. Aber dennoch, ab und zu fing mich der Wald dann doch wieder ein. Wenn mein Bruder rief mit noch anderen Kinder rannten wir los, spielten Verstecke, Fangen, bewarfen uns mit Blättern und stellten uns vor Prinzessin, Zauberer, Fee, Räuber oder Hexe zu sein. Wir hatten bei einem Stadtfest ein Kindertheater gesehen. Es war schön, es hatte uns alle begeistert, so dass wir unser eigenen Fantasien spielten, unsere eigenen kleinen Geschichten, im Wald auf der Lichtung, unserer eigene kleine Bühne. Der jüngere Freund meines Bruders war gerne der Schelm, und es gab eine Zeit da zog er mich an meinen Haaren. Mein Bruder hat gesagt, er solle das lassen, und er hörte sofort auf mich zu ärgern. Ich habe nie gesehen, dass mein Bruder jemanden geschlagen hätte, aber sie hatten alle Respekt vor ihm. Er war nicht besonders groß oder stark, drahtig eher, wie die meisten Jungs. Kein Fett keine übermäßigen Muskeln. Aber er strahlte Biss aus. Wie ein Bullterrier. Ich denke, das hatte er von der Mutter. Mein Bruder war eh mehr das Kind meiner Eltern

als ich es war. Sie waren zwar nicht gerade stolz auf ihn, das wäre zu viel verlangt gewesen, aber sie hatten Vertrauen in ihn. Er biss sich durch das Leben. Mein Bruder der Terrier und ich die langsame Raupe, die von Schmetterlingsdasein träumte. Mein Vater wollte das auch, fliegen. Hat sich seine Träume lange bewahrt, aber auch sie sind ihm davongeflogen. So wie meine. Ich kann nicht sagen, dass sie nach den ersten Schuljahren prompt vorbeigewesen wären. Es war eher ein Gleiten, in das Aufwachen, das Älterwerden. Die ersten Lebensjahre verbringen eh alle im Traum, wie in Trance, jeder Tag ist kleiner Schritt ins Erwachen. Vielleicht kommt das Wort erwachsen nicht von wachsen, sondern von erwachen, man wird nicht größer, man wird klarer, sieht die Welt auf einmal an, im wirklichen Licht, man vertreibt das Dunkel der Geburt, bis dann eines Tages zum Schluss das Dunkel des Todes wieder kommt. Licht und Dunkelheit, so kommt man, so lebt man, so geht man. Meine Dunkelheit verschwand langsam. Vielleicht versuchte ich diesen Prozess mit ein paar gemalten Flügeln der Schmetterlinge aufzuhalten. Sie sollten mich vor der bösen Realität schützen. Das Leben ist nicht leicht, wir betrachten es als Geschenk,

aber eigentlich ist das Leben die Hölle, aber Gott sei Dank nur eine temporäre. Die Hölle als Realität der kleinen Frau. Also wurden auch meine schönen, realitätsabwehrenden zarten Flügel zerstört. Durch jeden Schlag meiner Mutter und dem bösen Aufwachen in der Schule. Ein paar wenige Mitschüler kannte ich schon vorher. Das Dorf war übersichtlich, auch was die Kinder anging. Die meisten der anderen Kinder mochte ich nicht. Es gab Kinder, die gaben die Schläge der Eltern weiter, an Tiere, oder noch kleinere Menschen als sie. Die Älteren hatten das Recht des Stärkeren, und die Jüngeren passten sich schnell an, die Gesetzmäßigkeiten des Schwächeren. Maul halten, wegducken, weinen, wenn es keiner sieht. Und warten, darauf, selbst älter und stärker zu werden, damit man den Schwächeren sagen kann, wo sie stehen. Gesetz des Waldes, die Großen fressen die Kleinen und Schwachen, egal wie sie sich verhalten, solange sie in der Nähe sind. Es ist egal ob sie nett, gemein, hübsch, hässlich, angepasst oder frech sind, es zählt nur: sie sind die Schwächeren und es liegt an den Stärkeren, ob sie diese nutzen, quälen oder ignorieren. Das Gesetz der Stärkeren, ist eben das Gegenteil eines Gesetzes, es

schützt niemanden, es ist Anarchie, man muss sich an nichts halten, solange man härter zuschlägt. Das Gesetz des Waldes. Leben in Angst. Aber auch schwache Kinder wissen sich zu helfen, und es entstanden die Freundschaften fürs Leben, bei denjenigen die sich halfen. Wir waren drei. Zwei Mädchen, ein Junge. Andreas, Hannelore und ich. Ich ging gerade nach Hause, mein Vater hatte mir ein wenig Geld zugesteckt, ich hatte mir Süßes dafür gekauft. Ab und zu tat ich das, dass ich mir nach der Schule ein paar Schlangen kaufte, grüne oder rote, oder Fruchtgummis. Oder kleine Colaflaschen. Mehr brauchte ich nicht zum Glücklichsein. Auf den Fruchtgummis kaute ich, während ich durch den Wald heimlich lief. Ich war gerade am Anfang vom Heimweg, noch nicht weit aus der Stadt draußen. Da sah ich sie, die Jungs, die älteren. Mein Bruder war nicht bei mir, er war mit seinen Freunden baden gegangen, im Freibad. Da waren sie oft, aber ich mochte das nicht, im Becken hin und her schwimmen. Vom Turm springen und schnell, schnell schwimmen. Ich wollte frei sein, und nicht hinter jemanden herzappeln. Mein Bruder war aus dem Schwimmbad nicht rauszukriegen, er schwamm, sprang, tauchte.

Alles, was man machen konnte, schwamm alle Stile. Aber ich mochte es nicht. War eher ein Bewegungs- und Sportmuffel. Mir reichte es vollkommen von der Schule nach Hause zu gehen, im Wald zu spielen, dort zu rennen, zu fangen. Aber Sport...? So richtig? Nein danke. Und wie bereits gesagt, auf gar keinen Fall im Wasser. Also ging ich an diesem schönen sonnigen Tag alleine nach Hause. In der Hand meine Schlangen, in einer Tüte, und die kleinen Colafläschchen. Ich war vergnügt und glücklich, selbstgenügsam, trödelte, summte, sah den Schmetterlingen zu, streichelte die Blätter an den Bäumen, genoss die leichte Brise und brauchte sonst nichts und niemanden. So sind nur kleine Mädchen, versponnen, glücklich mit sich selbst und ihrer Süßigkeit. Es hätte ein perfekter Nachmittag werden können, aber dann tauchten sie eben auf. Zwei Jungs. Sie waren bekannt an unserer Schule, natürlich, wir wussten alle um ihre Gemeinheiten. Quälen lag ihnen, nicht nur jüngere Mitschüler, nein auch Tiere, vor allem Katzen. Angefangen hatten sie bestimmt mit Fröschen, Spinnen. Bei ihnen gab es kein Interesse am Leben, ihnen gefiel es einfach nur kaputt zu machen. Sie versuchten es an diesem Nachmittag auch mit meinen

zukünftigen Freunden. Die zwei Jungs hatten einen in der Mitte. Sie standen mitten auf dem Weg, und der Junge wehrte sich, schrie. Sie schubsten ihn von einer in die andere Ecke, schubsten und lachten dabei. Er boxte zurück, ihm liefen die Tränen herunter aber er boxte. Ihnen machte das umso mehr Spaß. Zwei große Jungs. Da kann man nicht mithalten. Dachte gar nicht groß nach, sah bloß einfach, dass sie ihm weh taten. Somit rief ich: hört auf! Ein kurzer Blick zu mir, dann lachten sie noch mehr. Ich lief hin, rief weiter hört auf, und boxte auch auf sie ein. Da sah ich, dass ein anderes kleines Mädchen schon am Wegesrand saß, und sich krümmte. Sie weinte. „Lasst sie in Ruhe!“ „Lasst uns alle in Ruhe!“ Die Jungs sahen mich an, lachten hämisch, aber jetzt waren wir zu dritt. Das Mädchen angespornt durch meine Rufen und Boxen stand auf. Zusammen traten wir, und boxten uns aus allem heraus. Die feigen Typen hielten nicht lange stand, sahen sich an, waren perplex, dass sich jemand wehrte und dann rannten die weg. Das andere kleine Mädchen rannte ihnen nach und warf den beiden noch einen Dreckklumpen hinterher. „Weg ihr Bösen.“ In ihrem kleinen verweinten Gesicht kam wie Wut durch, und das Wissen der Stolz, des ich kann mich

wehren. Der Junge setzte sich hin, als sie weg waren. Atmete durch, wischte sich die Tränen weg.

„Ich hätte sie alle verhauen.“

Ja klar. Das kleine Mädchen kam zu ihm. Sie umarmten sich, standen auf, und dann umarmten sie mich. Ein Kreis. Wir drei.

„Wollt ihr eine Schlange? Ich habe rote und weiße.“

„Ja.“

So aßen wir, alle auf dem Boden sitzend langsam, unser Süßes.

„Wie heißt du?“

„Hannelore. Du?“

„Andreas. Und du?“

„Lise.“

„Wollen wir spielen?“

Und so ging es los. Unsere dreier Freundschaft. Ohne viel zu reden. Wir taten einfach. Manchmal ist es besser nicht zu reden.

Thüringen, die Geschichte des Blocks

Frühe Kindheit

Unser Block.

6 Eingänge breit, 6 Stockwerke hoch, in jedem Eingang in jeder Etage zwei Wohnungen.

Das war kein Haus, das war ein Dorf.

Erdgeschoss, 3 Raumwohnung, das Zimmer mit dem Bruder geteilt. Unser Fenster zum Norden. Eine immer dunkle Wohnung, der Block warf den Schatten auf unser Kinderzimmerfenster. Immer kühl. Aber wir gediehen darin, meine Eltern schufen ein warmes Nest. Leben, wie man lebt, in den 80ern im Thüringer Wald. Wenn ich auf dem Spielplatz spielte und mich im Kreis drehte, sah ich die Berge unseres Waldes, sah den Turm des KICKELHAHNS. Wie er aufragte, ein Wahrzeichen.

Natürlich waren wir viel im Wald, mit unseren Eltern, gingen dort am Wochenende wandern, fuhren mit dem Rad. Aber wir Kinder mochten das nicht, wir wollten lieber ins Kino. Einmal hatten meine Eltern die Idee

Heidelbeeren zu sammeln, wir schafften es aber nicht, denn wir aßen sie alle, direkt, von der Pflanze mit der Hand in den Mund, bevor wir sie in unsere Becher füllen konnten. Nichts war übrig. Aber das haben wir niemanden gesagt, wir wollten nicht, dass die Leute über uns redeten. Auch wenn die Nachbarskinder klingelten, ob wir rauskämen zum Spielen... Durften wir immer, aber auf gar keinen Fall sagen, dass wir noch nicht gegessen hatten. Alle aßen im Block punkt 12:00 Uhr, am Sonntag, niemals später, das war ein Gesetz. Wir nie. Wir aßen immer zu spät. Aber das durfte keiner wissen. Die Menschen lebten eng auf eng. 6 Eingänge im Block, 6 Stockwerke, zwei Wohnungen auf jeder Etage pro Eingang. Da lernte man mit fremden und auch nicht gemochten Menschen zurechtzukommen. Und auch leise zu reden. Aber auch das haben wir auch nie geschafft, auch wenn Mutti immer rief: „Seid nicht so laut! Die Nachbarn hören alles.“

Aber das war außer Mutti eigentlich allen egal. Vati hatte eine donnernde laute Stimme. Einmal klingelte eine Freundin, fragte etwas meinen Vater und rannte nach der Antwort weg. Beschwerde sich bei ihrer Mutter, dass

mein Vater sie angerschrien hätte. Nein das war kein Schreien, wir waren einfach nur laut. Weil wir Bock auf Leben hatten und Leben eben laut ist. Tags herrschte in unserer dunklen Wohnung die schöne Seite des Lebens, nachts schlief ich schlecht. Wie jedes Kind ging ich zu meinen Eltern, sie hatten schon wie eine Art drittes Bett in ihrem Ehebett eingebaut. Kissen und Decke für mich. Mein Bruder war da anders. Er hatte immer eine Sicherheit in sich, die Sicherheit, dass alles eben gut werden würde. Dass eben nichts passiert. Bei mir war das anders, ich musste nur etwas Schlechtes hören, sofort dachte ich, das mir das auch passiert. Also schlief ich mich wenig Vertrauen schlecht, und mein Bruder mit Selbstvertrauen sehr gut. Wir beide gemeinsam in unserem Stockbett, er oben, schließlich war er der Ältere, und ein Junge, also ging es für ihn nach oben. Bezeichnend für das ganze spätere Leben. Ich wühlte mich in meinem Bett in einem Meer von Kuscheltieren ein, jedes einzelne heiß geliebt, und die durften auch nachts nicht mein Bett verlassen. Meine Mutter hat sie dann immer als ich schlief aus meinem Bett geräumt, aus Sorge. Eltern sorgen sich eben bloß, wenn es um nichts geht, bei den harten Sachen, wenn es dann

wirklich haarig wird, versagen sie. Aber damals konnte meine Mutter besser schlafen, wenn meine kleinen Freunde aus dem Bett waren, sie war beruhigt, dass alle Gefahren für das Leben ihrer Tochter beseitigt waren. Der Schutz ihrer Kinder hatte Vorrang. Wir sollten unversehrt durchs Leben gehen. Sie hat keinen von uns beiden je geschlagen. Dafür geschimpft, gemeckert, manipuliert. Eltern sind eben Menschen, Menschen, die eben nicht alles wissen und können, sondern eben Menschen sind, mit Schwächen und Fehlern aber auch Stärken. Die größte Schwächen von Eltern ist das Bild, was sie durch ihre Kinder von sich selbst aufbauen möchten. Und sie bauen sich selbst auf, sie wissen und können alles besser, denn sie sind ja die Eltern. Eitelkeit. Dabei ist es nicht so, Eltern sind eben Menschen und keine Götter. Aber das wissen keine Kinder und am wenigsten die Eltern selbst. Erst wenn der Nachwuchs begreift, dass man den Eltern durchaus Fehler zugestehen darf und Eltern auch sehen, dass Kinder auch etwas können, was sie selbst nicht schaffen, dann ist in der Familie der Prozess des Erwachsenwerdens abgeschlossen. Aber am Anfang des Lebens wissen das Kinder nicht, dürfen sie auch gar

nicht wissen. Und wenn sie anfangen zu begreifen, dass Eltern keine Götter sind, dann sehen sie immer zuerst die Schwächen, fangen an die Eltern zu hassen, die gute alte Pubertät, der Loslösungsprozess der Kinder. Leider haben im Gegenzug Eltern in Bezug auf ihre Kinder keine Pubertät. Sie denken manchmal sogar ein Leben lang, dass sie alles besser wissen und können. Dann sind die Eltern also selbst auch nicht erwachsen geworden. Anstrengend, aber wahr. Die ewigen Kinder. Meine Kindheit fand in einem viereckigen Dorf statt, den Block gegenüber des Spielplatzes. Dort lernte ich auf einem Klettergerüst zu turnen, im Sandkasten kleine Formen bauen, und im Völkerball zu versagen. Auf dem Spielplatz hatte ich das erste Mal Heuschnupfen. Und wenn uns Kindern der Spielplatz zu langweilig war, spielten wir in den Eingängen. Liliput bis 100. Ich habe oft die gesuchte Zahl herausgefunden, aber nie den Davonrenner gefangen. Für diejenigen die dieses Spiel nicht kennen. Ein Kind überlegt sich eine Zahl, und steht vor dem Eingang. Ein zweites Kind steht daneben. Alle anderen sitzen in einer Reihe davor. Jeder in der Reihe darf eine Zahl sagen, in der Reihenfolge, und das Zahlenkind sagt höher, niedriger. Wenn die Reihe durch

ist, wieder in derselben Reihenfolge das gleiche Prozedere, bis einer die Zahl richtig kombiniert hat. Dann heißt es Liliput lauf. Dann rennt der Erratende dem zweiten Kind bis zum Ende des Blocks hinterher. Wenn es schafft es zu fangen, darf es als nächstes eine Zahl ausdenken. Die Spiele mit diesem System gab es in allen Variationen. Vor allem die Fritzchenvariationen. Fritzchen Beruf z.B. Fritzchen war eh wichtig, in allmöglichen Fritzchenwitzen. Fritzchen, der Deutsche an sich. Wobei ich mich aber nie daran erinnern kann, dass deutsche Identität in kindlicher Form je ein Thema für uns war. Klar gab es Rechte, aber die bekämpften den Staat, nicht die Menschen, zumindest kam uns das so vor. Ich kann mich nicht daran erinnern, dass mal jemand gesagt hätte: Ich bin stolz Deutscher zu sein. Warum auch? Als Kinder hatten wir andere Probleme. Da musste man lernen zu schweigen, über Politik, und mit Fremden über nichts von politischer Bedeutung zu reden, selbst unter Kindern.

Aber wir spielten nicht nur unsere Fangspiele. Nein, wir sammelten auch Wurzeln in den Wiesen um den Spielplatz, bauten im Winter Schneemänner hinter dem

Block, fuhren Gleitschuh auf den Fußwegen, stürmten mit dem Schlitten den Hügel auf den Spielplatz hinunter, und im Sommer lernten wir meine für mich traumatisierenden Ballspiele und jagten man, kann es nicht anders sagen im Sommer Schmetterlinge. Wenn meine Mutti vergessen hatte Eier oder Mehl zu kaufen rief sie aus dem Fenster ich sollte reinkommen und schickte mich zu einem ihrer Freundinnen aus dem Block, um eben das Vergessene zu holen. Ich glaube ich habe später im Leben nie wieder eine Nachbarn um irgendetwas gebeten, aber damals war das Usos. Jeden Tag saß eine Frau am Fenster. Sie hatte ein Kissen unter ihre Arme gelegt und betrachtete das Geschehen in der Straße und auf dem Spielplatz. Und da gab es immer etwas zu sehen. Kinder spielen mit allen Kindern, da gibt es keine Freunde, keine Feinde, da spielt man. In Gruppen zu zweit, zu dritt alleine neben anderen, das ist egal. Ein Kind ist immer ein Freund eines Kindes, solange sie spielen können. Und das wurde in unserem Block ja getan. Ohne Angst. Da gab es keine Muttis, die auf der Bank saßen und zugesehen haben. Da ging man raus, und alles war ok. Die magische Grenze war die Straße, aber die war eh zwei Blocks weg. Man spielte

egal ob die Eltern daheim waren oder nicht, auf dem guten Platz vor dem Haus, oder am Haus. Die Eltern hatten aber auch ihren speziellen Spaß. Wenn eine Familie ein neues Auto hatte, musste das natürlich genau inspiziert werden. Jeder hat hinter der Gardine hindurchgelugt, das durfte man sich keiner entgehen lassen. Aber ich meine mit neu, natürlich nicht fabrikneu, nein auch ein dreizehnjähriger Trabant wurde als Ereignis betrachtet. Auch wenn jemand laut war, also aus den eigenen vier Wänden die Geräusche hinausragten, dann war das Blockgespräch, egal ob gesungen, gehämmert, diskutiert oder gesext wurde. Jeder wusste alles über jeden, jeder wusste, wer die rote Socke ist, wer eine neue Freundin hatte oder gerade einen Verkehrsunfall hatte. Und die Blockmeinung war gnadenlos, denn sie ließ niemandes Abweichung zu. Alle fügten sich, in dieser absoluten soziale Kontrolle, konnte man sich schnell orientieren, nach außen niemals anecken, das Handeln und Reden in der Öffentlichkeit in den immergleichen Systemen, ein Traum für jedes Kind und ein Alptraum für jeden Jugendlichen. Somit hatte ich für meine Kindheit den perfekten Platz, meinen Block. Natürlich ging ich in den Kindergarten, wie jedes andere

Kind zu dieser Zeit auch. Ich mochte ihn. Dort ich zwar keine nennenswerte Freunde, mir waren die anderen Kinder gleichgültig. Zum Spielen waren sie gut, aber nur in dieser Funktion. Sie waren eben einfach da, genauso wie ich. Wir spielten viel in der Kita, aber lernten auch, saßen in unseren kleinen Stuhlkreisen und lauschten den Geschichten über Ernst Thälmann. Es wäre unvorstellbar gewesen, dass ein Land existieren könnte, wo man ihn nicht kennt. Oder die Geschichte der Kraniche, des atombombenverseuchten Mädchens in Hiroshima. Wir wuchsen mit unseren ostdeutschen Mythen auf, die der gewollten Realität entsprangen, und schon von Anfang an unser politisches und soziales Leben formen sollten. Wir lernten im Spiel, wie alle Kinder und lernten durch das Reden unserer Erzieher. Waren offen und wollten unseren Erzieherinnen immer gefallen. Alle Kinder wollen gemocht werden. Sie versuchen es über Anpassung, nachreden, nachspielen. Die Mädchen spielen mit den Babypuppen, denn sie wollen wie Mama sein und im Kindergarten gab es die perfekte Puppenecke. Dort spielten auch Jungs. Aber meistens spielten die Jungs eigentlich Krieg. Was ja heutzutage sehr willkommen wäre. Aber damals nicht,

damals legte man noch Wert auf Frieden. Menschen sollten leben und nicht für irgendwelche alten weißen Säcke in den Krieg ziehen. Warum auch, es ist doch scheiß egal ob man in Deutschland in der Schule Russisch oder Englisch lernt, der Rest ist eh gleich. Heutzutage zumindest. Damals war der Unterschied größer, zwischen Ost und West, vollkommen verschiedene Kulturen, aber doch so gleiche Menschen. Und genau diese Menschen sollten sich nicht gegenseitig totschießen, für nichts und wieder nichts. Also redete eine Erzieherin Tacheles, dass Krieg nichts sei, was man sich erwünschen solle. Die erste Erwähnung des Pazifismus, der im Laufe der Menschheit immer wieder von friedensverwöhnten Menschen vergessen und missachtet wird. Aber dieses ins Gewissenreden hielt nicht lange an, so wie in der Geschichte. Die Jungs waren begeistert von Colt Seever, eine Serie, in der in Hollywood ein Stuntman Kriminalfälle löste. Dass diese Serie die Lieblingsserie von Kindergartenkindern war, spricht für das schon damalige Niveau von amerikanischen Serien. Wir Kinder waren leicht zu beeindrucken. Wir alle. Aber mich beeindruckten am meisten die Füchse, in den ersten

Jahren des Kindergartens. Das war ein kleines Pappbuch, mit einer Fuchsfamilie, den Text verstand ich natürlich nicht, aber die Zeichnungen sagten mir etwas. So sehr liebte ich dieses Buch, dass ich dachte, es gehöre mir, nahm es mit nach Hause. Das war Diebstahl, Diebstahl von Volkseigentum. Aber ich hatte es in meinen Augen nicht gestohlen, denn in meinen Kinderaugen, gehörte es mir. Mein Vater ging in den Kindergarten und führte ein Gespräch, dass ich etwas durcheinandergebracht hätte. Man kann Kindern nicht erklären, dass es ihnen etwas nicht gehört, wenn sie es lieben. Kinder verstehen nicht den Begriff Besitzer, oder Diebstahl. Die lieben etwas, strecken die Hand aus, und wenn sie es erreichen, dann haben sie es. Kinder bezahlen nicht in Geld, sie bezahlen mit Liebe. Deswegen konnte ich nicht verstehen, dass das Buch mit den Füchsen nicht hätte meins sein sollen. Wie dem auch sei, im Kindergarten sieht man, wo die Reise der Kinder hingeht, was sie beschäftigt, sind die Dinge, in deren Richtung sie marschieren werden. Wahrscheinlich sind die meisten Jungs von damals begeisterte Militärs geworden, und für mich war es der Eintritt in die Welt der Geschichten, der Bücher. Natürlich malten wir auch viel,

und legten unsere Ergüsse den Erzieherinnen auf den Tisch, schenkten sie unseren Eltern, die sie horteten, stolz, ihre Kinder, die so süß und herzallerliebste malten. Und spielten, Theater. Aschenputtel. Die Eltern waren begeistert von unserer Aufführung. Wir spielten natürlich, ohne Text zu lernen. So wie wir waren, wie allen Kinder sind, wenn man sie Kind sein lässt. Und das waren wir, trotz meines Diebstahls, trotz der Kriegsspielerei, und trotz der Lieblingsserien des Klassenfeinds. Wir waren in unserer kleinen Welt behütet. Auch wenn immer das Damoklesschwert der Schule drohte. Mein Bruder hasste die Schule, er hasste, dass er nicht die Achtung entgegenbracht bekam, die er seines Erachtens schon deswegen verdient hätte, weil er männlich war. Jungs wachsen in dem Glauben auf, dass die Welt für sie da ist, sie dürfen nehmen, was auch immer sie haben wollen. In der Kindheit tut die Mutti alles für sie, in der Jugend nutzen sie die dummen hübschen Mädchen aus, und denken sie dürfen das, schließlich sehen sie ja gut aus. Ich habe später im Leben nie einen bescheidenen Jungen kennengelernt, sie alle denken, sie können sich zumindest in der Frauenwelt alles und jede nehmen, die sie wollen. Ich

weiß nicht wie und weshalb, aber dieses Saatkorn wird schon in der Kindheit gelegt. Und es blüht, dieses übergroße Selbstbewusstsein, als ob sie Gottes Herrlichkeit wären. Es wird leider später im Leben nicht besser. Alle Männer denken, sie sind jeder Frau überlegen. Wenn Sie eine akzeptieren, gehört das eher zur Ausnahme, und die Frau muss wirklich verdammt gut sein. Dabei sind die meisten Männer nicht mal ansatzweise gut. Aber das wusste ich damals noch nicht. Sonst hätte ich mich vielleicht weniger in der Schule angestrengt, hätte Jungs vielleicht eher als Feindbild in dieser Welt wahrgenommen. Aber stattdessen waren sie mir gleichgültig. Lange. Und als sie wichtig wurden, hätte ich vielleicht kapieren soll, dass sie nicht an Persönlichkeit und Eigenheit interessiert sind, sondern halt eben am Äußeren, und Grundintelligenz, um sich den Männern und ihrer Meinung anzupassen und adäquat bei Dritten zu vertreten. Es wäre gut an dieser Stelle Männern egal welchen Alters mal etwas beizubringen. Zum Beispiel, dass wir Frauen sie nicht brauchen, zum Denken, Rechnen, Schreiben oder Bauen. Im Maschinenzeitalter ist sogar ihre Muskelkraft obsolet geworden. Also seid

ruhig, und denkt ihr seid in der Welt, ein Teil, und nicht deren Mittelpunkt, um den sich alles dreht. Ihr seid nicht die Sonne, sondern jeder einer von Milliarden, genauso wie wir Frauen. Das habe ich im Laufe meines Lebens gelernt. Und der erste Schritt dazu wurde in meiner Kindheit getan, durch meinen doch so selbstbewussten Bruder, der halt dann doch oft Mist erzählt hat, denn ich liebte die ersten Jahre die Schule über alles. Also meine Kindheit war schön, zwischen den üblichen kleineren Kindersörgchen meines blöden großen Bruders, eines Papas, der der Mutti nie genug zu Hause war, und einer Mutti, die gern alles still und sauber hatte. Es war es ein behütetes Leben in unserem Minidorf, unserem Block. Ich hatte das Glück, dass ich gerne zur Schule ging. Vom ersten Tag an, an dem wie bei allen kleinen Mädchen, der Vater die Zuckertüte trug. Wir saßen in einer riesigen Halle, irgendeine Lehrerin oder Direktorin erzählte etwas. Dann fragte sie uns Kinder, was wir denken, was wir in der Schule machen werden. Es gab die Antworten: Rechnen, Lesen, Schreiben... Ja da muss man sich etwas einfallen lassen, und das tat ich: ich meldete mich und ich sagte: „Pinselfn“. Die anwesenden Leute, die Familien von uns auf den hinteren Reihen lachten,

ich verstand nicht warum. Schließlich malte man doch in der Schule, oder? Und ich pinselte gerne, mit Farben klecksen. Schöne bunte Bilder. Jedes Kind malt gern. Und ich war ein Kind, wie jedes andere, das gerne spielt. So habe ich die ersten Schuljahre wie ein Spiel genommen. Die Lehrer fragten und wir antworteten. Wie bei einer Quizshow. Man hatte ja nichts zu verlieren. Ich entwickelte mich zu einer Streberin, liebte es in der ersten Reihe zu sitzen, damit ich den Lehrern besser zuhören konnte. Wir durften uns die ersten Jahre nicht aussuchen, wo wir sitzen, deswegen saß ich immer neben dem schlechtesten Schüler, damit ich den Willen der Lehrer nach auf ihn abfärben würde. War es gut? Lernt man dabei etwas fürs Leben, sich mit Menschen auseinandersetzen, die ganz und gar nicht wie man selbst ist? Zeitweise haben wir uns mit Büchern auf den Kopf gehauen, haben uns gegenseitig bei Bankhälftenübertretung Gebiet vom anderen abgerechnet und uns selbst zugerechnet. So etwas passiert, wenn man Menschen zusammenzwingt, die nicht zueinander passen. Oder besser gesagt gar nicht zusammenpassen wollen. Wenn das passiert, darf man nicht kämpfen, sondern man sollte sich selbst auch mal

was Gutes gönnen, und dazu gehört, dass man sich in seinem Leben mit Menschen umgibt, die man mag. Und wenn es die nicht gibt, dann hat jeder das Recht alleine zu bleiben. Aber in der Grundschule nicht. Eigentlich ein Leben lang nicht. Aber im Nachhinein war es ein kleines Problem. Wir haben uns gekloppt, mal mehr mal weniger und danach wieder ausgehalten. Ich habe mich eh von Anfang an gekloppt. Mir Respekt verschafft, sie versuchten mich zu mobben, mein dickes Gesicht... Das ist so fett, du bist so hässlich. Da hilft nur noch hart zuschlagen, bei den Jungs in meiner Klasse. Bis die Pubertät einsetzt, kann man das, als Mädchen, sich mit den Jungs schlagen und vor allem auch dabei gewinnen. Und das tat ich. Kam mir einer dumm, dann los. Mein Vater hatte mir das gesagt. Wenn dir einer dumm kommt, dich versucht fertig zu machen, dann schlag zu. Als ich sagte, es sind aber immer zwei oder drei Jungs, antwortete er, dann nimmst du erst den einen, verhaust den und dann nimmst du den nächsten. Das tat ich. So hatte ich über kurz oder lang allen Respekt in meiner Klasse, aber keine Freunde, und habe das nicht einmal bemerkt. Für mich war es wichtiger den Lehrern zu lauschen und in den Pausen Bücher aus den kleinen

Klassenzimmerbibliotheken zu lesen. Einzelgängerin. Absolut. Ich hatte meine Familie. Und später eine Freundin, die direkt über mir wohnte. Aber die meiste Zeit in meiner Kindheit lebte ich in der Welt der Bücher, der Fantasie. Mich brachte meine Neugierde, meine Liebe zu Geschichten zum Lesen. Es gibt Menschen, die lieben Bilder, es gibt Menschen die lieben Worte, und ich mochte immer Geschichten. Egal wie erzählt. So lernte ich wie die meisten Kinder lesen, Mutti liest abends vor, und sagt irgendwann jetzt reicht es, wenn du willst lies selbst weiter. So bringt gespielte Faulheit echte Aktivität hervor. Das ewige Gegenteil des Ying Yang. Geschichten... Aber nicht nur in Büchern, Märchen gab es en masse im DDR-Fernsehen. Eines besser als das andere, am schönsten die russischen Märchen. Ich war gezwungen durch meinen Heuschnupfen die Sommer zu Hause zu verbringen, also las ich mich durch die Bücher der Kinderbibliothek. Jedes einzelne Buch der Kinderabteilung, manche mehrmals. Las meine Lieblingsbücher und bestellte sie bei Abgabe gleich wieder vor. Russische Märchen und Pumuckl waren besonders hoch im Kurs. Ich ging mit meinem verträumten Kinderranzen gerne nach der Schule in die

Bibliothek. Meine Ranzen zierte ein riesengroßer Schmetterling. Er war gelb, der Ranzen und der Schmetterling blau und grün. Mein Totem. Schon damals. Ein Begleiter aus meiner Kindheit auf der Straße, die mich durchs Leben führte. So auch an einem sonnigen Nachmittag. Ich ging wie immer versponnen nach Hause, den üblichen Weg. Zu dieser Zeit gab es auch in deutschen Kleinstädten noch viele Fußgänger. Ich dachte über irgendetwas nach, genoss die Sonne, tauchte noch einmal ab, in meine kleine ich bekomme nichts von der Welt außerhalb von mir mit, ab. Als Kind hatte ich das oft, das Träumen und auf einmal erwachen. Ich weiß nicht, was das ist, was das war. Wie weg. Nur der Körper war da. Und auf einmal bekam ich etwas von meiner Welt mit. Haben das alle Kinder? Ich weiß es nicht, aber ich hatte das. So auch an diesem Nachmittag. Ich ging heim, von der Schule. Es war nicht weit heim. Die Sonne schien, es ging nur bergab, dann über eine Straße, zwei Blöcke, dann war ich daheim. Auf einmal, beim bergabgehen, hörte ich, wie ältere Damen hinter mir liefen. Sie redeten über mich. Lächelten, lachten, sagten Dinge wie: „Der große Rucksack.... der ist fast so groß wie das Mädchen... Und einen schönen

Schmetterling hat sie auch drauf.“ Sagten es und lachten mich über das ganze Gesicht an. Liebe Omi. So sahen sie auch aus, mit den DDR-Omi-typischen Röcken, gerade eng, starkes Material, dunkelblau, ihre Einkaufsbeutel in der Hand, liefen sie hinter mir. Ich konnte es nicht einordnen. Was wollten sie von mir? Sie haben mich in meinem Kindheitsschlaf aufgeweckt. Mit etwas, was ich gar nicht kannte, von Fremden. Was war das? Jetzt weiß ich es, so was nennt man Kinderliebe. Es ist eine spezielle Liebe, die gibt man, wenn man liebe Kinder sieht, und ihnen alles Gute für das Leben wünscht, wenn man sich freut, dass es Menschen gibt, die gerade im Hier und Jetzt glücklich sind, sie selbst sind, alles haben, was sie brauchen. Die Freude am Leben haben, ohne es zu wissen, und selbst etwas spiegeln, was man selbst seit der Kindheit noch nicht verloren hat. Ich lächle Kinder, jetzt im Alter auch oft an. Freue mich an ihnen, und möchte ihnen etwas Gutes mit auf den Weg geben. Egal was, Hauptsache sie sehen eines Tages so darauf zurück, so wie ich jetzt, dass man von völlig fremden Menschen geliebt werden kann, und wenn es nur deswegen ist, dass man einen viel zu großen Rucksack mit einem riesigen Schmetterling

drauf, trägt. Schön! So wie mein Schmetterling. Aber genauso lieb wie Kinder sein können, können sie auch brutal sein. Wir waren es, ausgerechnet zu meinem Totem. Wir jagten auf unserem Spielplatz Schmetterlingen, rissen ihnen die Fühler aus und steckten sie in ein Glas, damit sie nicht fortfliegen konnten. Keiner kam auf die Idee zu sagen, dass das ihnen weh tut. Brutal, weil wir nicht nachdachten. Wir wollten ihnen nicht wehtun, aber wir hatten alle keine Erfahrung, was es bedeutet, Schmerzen zu haben. Wir wussten nicht, dass Wesen anderen Wesen ein Leid zufügen konnten. Wie auch? Kinder wissen nicht viel. Wir rotteten fast alle Schmetterling auf unsere Wiese aus. Das war das erste Mal in meinem Leben, ein paar Monate später, dass ich darüber nachdachte etwas falsch gemacht zu haben. Etwas, was ich nicht mehr rückgängig machen konnte. Passiert allen Menschen im Laufe ihres Lebens, aber leider sind die meisten nicht so ehrlich zu sich, dass vor sich selbst zuzugeben. So ist es. So war es. Die erste Lektion des Lebens, man kann nicht alles wieder gutmachen, und sagen, wenn ich groß bin wird alles gut. Eben nicht. Aber der Geist der Kinder flattert weiter, die schwere Kugel des Lebens zieht ihn

noch nicht nach unten. Das Gewicht war noch nicht schwer. Also weiter... Weiter flattern... Zur Schule zurück, zurück in die Wohnung, mit meinem schönen Schreibtisch, auf dem immer ein Buch lag und ich hinausträumte. Von dort aus sah ich die Wolken, wie sie vom Wind weitergetragen wurden, wie es sich verformte, da oben im Himmel, Wind, der alles änderte, Wind der frei war, alles weitertrug, auch meine Schmetterlinge, aber sie waren so klein, so klein wie ich. Aber wie singt Keimzeit so schön: die Kindheit ist nur ein Augenblick. Ja aber einer der mannigfaltig gefüllt ist. So voll, dass ich mich heute frage wie ich das alles bewerkstelligen konnte. Es waren schließlich wichtige Dinge: Lesen, Spielen, Malen, mit dem Bruder streiten, mit dem Bruder Geschichten erzählen, von der Mutter Geschichten hören, selbsterdachte mit der Sybille, die irgendwie immer die Sachen verkehrt machte, die ich verkehrt machte, das hat Sybille zu meinem absoluten Hassnamen gemacht, meine Puppen anmalen, meine Puppen Geschichten spielen lassen, singen, tanzen, später in einer traumatischen Leichtathletikgruppe mitmachen, Sport war nie meins, Bälle mein persönlicher Horror, auf dem Spielplatz seltsame Spiele

spielen, bis der Frühling vorbei war und der Heuschnopfen kam. Und Mutti trösten. Leise sein, wenn sie noch schlief und bei jedem Alptraum im Bett meiner Eltern zu landen. Es war aber nicht alles heil. Nein. Wer das von seiner Kindheit behauptet ist nicht nur in seiner frühen Jahren im Schlaf gewesen. Nein, unser kleiner Block war auch keine heile Welt. Wir lernten früh leise zu reden, wenn es um Politik ging. Lernte früh an der Schule bei Politik den Mund zu halten. Das können alle Osis. Wurden früh an den Rassismus gewöhnt. Sieh keinem Schwarzen in die Augen, der denkt dann, du willst etwas von ihm. Mich haben als kleines Mädchen viele Menschen angelächelt, und nur bei Schwarzen sah ich weg in die andere Richtung, das hat mir meine Mutti so beigebracht. Ich hoffe ich habe niemanden eine Wunde geschlagen. Mich heute an deren Stelle würde es verletzen. Ich kann mich nicht einmal entschuldigen. Aber wer denkt schon im zarten Alter von 6 Jahren nach? Oder vielleicht tun das andere, und nur bei mir ging es nicht? Sollte man von sich selbst auf andere schließen? Solange man ehrlich zu sich ist, ist das immer noch die beste Möglichkeit andere zu verstehen. Ehrlichkeit. Liebe. Vertrauen. Glück. Ideen. Alles Ideale. Absolute.

Die nicht erreichbare Perfektion. Vielleicht sollte man sich seine Fehler verzeihen und stattdessen, nach vorne sehen? Aber lernt man dann aus seinen Fehlern, lernt man überhaupt ohne Fehler zu machen? Wenn man aufhört zu lernen, hört man auf den Zweck des Lebens zu erfüllen, wenn man dann alles zur fehlerlosen Perfektion gebracht hat, endet es dann nicht, stirbt es? Brauchen wir unsere Fehler nicht um am Leben zu bleiben? Es ist die Perversion unserer Zeit, dass alle so perfekt tun wollen, aber es leider keiner ist und dabei ist das ureigenste am Leben, die Nichtperfektion, die Fehler. Perfektion darf nur ein Ideal bleiben, sie darf niemals erreicht werden, denn das ist der Tod. Aber Kinder erfreuen sich an Seifenblasen, ich damals auch. Aber leider heißt für Erwachsene eine Seifenblase der Perfektion Erziehung, Vorbereitung auf das Leben, das doch so hart ist, und man nur durchkommt, wenn man den doch so Erfahrenen glaubt. Leider denken Eltern das. Denn sie wissen ja alles und verkorksen ihre Kinder bis zum Umfallen. Jeder versaut sein Kind auf seine Art. Also lauter unperfekte Kinder, die ihr Leben lang begradigen, egal wo und welcher Nationalität. Aber das Gute: Solange etwas nicht perfekt ist, bleibt es in

Bewegung, und nur die hält am Leben. Deswegen sollte man seine Fehler verzeihen, mehr noch, ihnen danken, denn sie halten am Leben, die Arbeit an der Beseitigung von diesen. Je mehr Fehler, desto mehr Arbeit, desto mehr Bewegung, desto länger und erfahrungsreicher das Leben. Naja, im Endeffekt ist es auch egal, solange man im Leben auch Spaß hat, und den hatten wir. Man kann unser Leben zu DDR-Zeiten gut oder schlecht finden. Kann das sich für heute wünschen oder darüber lachen. Oder weinen... Nein, dann lieber lachen, immer wieder, bis wir umfallen, und dann nichts mehr von uns übrig ist, außer einer kleinen nassen Stelle auf der Nase eines anderen Kindes einer geplatzten Seifenblase.

Hunsrück

Langsames Aufwachen, die späte Kindheit

„Sieh mal, wie sie mir gestern einen reingeboxt hat!“

„Wer denn?“

„Mensch, ihre Mama.“

Ich zeigte meinen blauen Fleck. Genauer gesagt waren es mehrere. Blau und Grün. So ist das eben. Es tat weh, klar. Meine beiden Guten, sie zeigten daraufhin ihre.

„Deine sind ja noch größer.“

„Guck mal, deine sieht aus wie eine Kuh.“

„Und deine wie eine alte Ziege.“

„Haha, haha.“

Wir waren darüber hinweg. Über das Weinen. Wir weinten nicht mal mehr innerlich. Die ersten Schläge im Leben, darüber ist man schockiert, die nächsten tun weh. Sie tun alle weh. Solange bis man sie nicht mehr spürt. Aber wie hatten in uns drinnen doch geschafft ein klein bisschen Frühling zu bewahren. Wir verglichen immer unsere Flecken, sagten wie sie aussahen.

Glückliche Kinder sehen in die Wolken, wir sahen unsere Arme an. Wenn man verzweifelt ist, hilft bloß noch Lachen. Lachen ist der letzte Anker, bevor man in den Weg des Wahnsinns kommt. Der Verlust des Humors, ist der erste Schritt zum Untergang. Kein gesunder Mensch hat jemals seinen Humor verloren. Lachen zerstört, das wissen wir alle, nicht bloß Nietzsche, es zerstört alles

Schlechte, alles, was kaputt macht. Lachen als universelle Medizin. Und Menschen brauchen das Lachen. Es gibt viele Menschen, die anderen das Lachen missgönnen. Halten es für geistlos, wenn jemand lacht. Ich weiß nicht, wieso manche denken, dass Ernst geistvoll wäre. Ich weiß nicht einmal, wozu man Geist brauchen sollte. Um alleine klarzukommen? Aber sind wir von Natur aus so gestrickt, dass wir gar nicht dazu gemacht sind, alleine zu sein. Ist diese ganze Litanei des einsamen Wolfs, der sich durch das Leben als ein einsamer missverstandener Ritters schlägt etwas, was man braucht? Klar, keiner wird gerne zu etwas gezwungen, was er nicht will. Und dann das Kreuz haben und alleine bleiben, und dann klarzukommen, das bedeutet Geist? Aber niemand existiert nur für sich allein. Die meisten einsamen Wölfe fahren eh bloß dies als Masche um junge Frauen abzugreifen. Dann wird das: das Ich-rette-ihn Ding. Dabei sind die doch so Missverstandenen und Einsamen einfach bloß am falschen Platz. Man muss nur suchen, und zwar ehrlich, dann findet man den richtigen. Und an alle Frauen, mit den Richtigen ist kein Mann gemeint, sondern ein bisschen mehr, euren Platz im Leben. Und wenn

gefunden dann bitte daran festhalten. Dann kann man auch über die vorherigen Umwege lachen. Am besten mit anderen, an eurem Platz. Und zwar dann Lachen aus dem Bauch, bis er weh tut, und ihr nur noch aufs Klo rennen wollt. Aber viele lachen leider nicht mehr. Wobei, ist es wirklich gut lachend durch das Leben zu gehen? Ja, denn es bedeutet, man hat die Schläge hinter sich gelassen, wenn man über das Vergangene und Gemeine lacht, dann tut es nicht mehr weh. Ob man bis dahin zehn Bücher geschrieben, die todtraurig waren, oder ob man traurige herzerreißende Lieder geschrieben, gesungen oder gespielt hat, egal, sogar gut, dann war man kreativ, aber irgendwann muss man bei einer Zwischenetappe des Lebens auch mal wieder die Sonne sehen und auftanken, loslassen und lachen, sonst schafft man den Weg mit dem ganzen schweren Gepäck nicht. Deswegen Lachen bedeutet nicht, dass man die Härte des Lebens nicht kennengelernt oder daraus gelernt oder geschöpft hätte, es bedeutet vielmehr, dass man stärker als der ganze Mist ist. Und wir drei lachten, lachten über alles und jeden. Die Alten sagen, das Leben sei beschissen. Scheiß auf sie. Wir waren jung und strömten mit unserer Kraft in den Fluss des Lebens.

Wollten hineinspringen, mit einem Lustschrei. Sogar hier, im Hunsrück. Obwohl hier man schon dankbar sein kann, wenn man auf dem Waldweg einen Sonnenstrahl abkriegt, der dann schön und warm die kleine Nase umspielt. Einen Hauch Schönheit in die Dunkelheit bringt. Einen kleinen Schmetterling fliegen lässt. So wie beim ersten Lachen, über Schlimmes. Dann lässt man einen kleinen Schmetterling frei. Lachen heißt befreien. Was nützt einen Geist, der sieht, wie es ist. Warum das Gefängnis verstehen, es ist besser es zu verlassen. Egal wohin, und egal wie sinnlos, darauf kommt es nicht an. Das Gefängnis nicht ernst nehmen. Der erste Schritt. Angst vor dem Gefängnis wegschütteln, Lachen. Den grausigen Schlund des Angst-Tigers einfach streicheln und zuklappen. Nichts erklären, nichts dagegensetzen. Auslachen. Dann begreift der Angst-Tiger, er kann einen nicht mehr im Gefängnis halten. Vielleicht beißt er einen, wenn man es verlässt, vielleicht macht man sich dann Vorwürfe, wenn es schiefgeht, und der Angst-Tiger bekommt einen zurück, vielleicht ist er aber perplex und bekommt Selbstzweifel, und wird still, endlich. Vielleicht ist er sogar auch froh aus seiner Rolle des Gefängniswärters herausgekommen zu sein, vielleicht

wohnte in ihm ja auch der tiefe Wunsch auf Freiheit. Schließlich ist der Wärter des Gefängnisse genauso gefangen, wie

der Schmetterling. Vielleicht hasst er das Gefängnis genauso, wie der Insasse. Vielleicht ja vielleicht wäre er froh, wenn man lachen würde, wäre froh, wenn der Schmetterling entsteigt. Ohne Angst vorm Regen entwindet. Und so befreit der kleine Schmetterling auch die großen Tiger. Also Lachen. Aber an die Tiger dachten wir nicht, auch nicht an die Schmetterlinge, aber wir wussten es instinktiv, nur lachen kann unsre kleinen Seelen retten. Also lachten wir, wir lachten, wir drei.

Es hatte ein bisschen gebraucht, eh wir das konnten, was wir wollten, das Lachen. Auch die anderen Dinge konnten, die wir wollten. Wir sahen nicht viel erstrebenswertes bei anderen, aber manchmal eben doch. Und entschieden uns es einfach nachzumachen. Wir waren nicht neidisch, das ist den älteren Menschen zu eigen. Denjenigen, die etwas wollten es nicht

geschafft haben, aber andere schon. Das schuf den Neid, anstatt den Ehrgeiz. Aber junge Menschen, machen ohne Rücksicht auf Verluste einfach nach, alles, was ihnen an anderen gefällt. Das ist das Beste, das Gesundeste, was man machen kann. Erspart Bitternis. Und erspart den Krieg der Kleingeister, die lieber zerstören, anstatt an dem Begehrten zu wachsen. Neider müssen einfach begreifen, dass sie, anstatt zu vernichten es genauso machen sollten oder versuchen es anzuvisieren. Der Neid beweist es, es ist möglich, denn andere können es auch. Niemand ist neidisch, auf etwas oder jemanden, was er niemals erreichen könnte. Warum sollte man auf Dali oder einen Kosmonauten, oder einen König aus Dänemark oder was auch immer neidisch sein? Nein, Neid spielt immer auf der eigenen sozialen Ebene, und er ist ein Symptom, dafür, dass der andere das hat, was man genauso will, und haben könnte, wenn man es anders anstellen würde, mit etwas Glück, viel Schweiß und Verzicht. Man muss bereit sein den Preis dafür zu zahlen. Aber dafür sind Neider nicht bereit. Sie wollen nicht dem Weg des angeblich Besseren folgen, sie wollen alles haben, ohne dafür zu zahlen. Das funktioniert nicht. Deswegen muss

der andere zerstört werden. Das ist definitiv falsch und macht es nicht besser für alle Menschen und die Welt, in der wir leben. Aber wir orientierten uns damals an dem für uns Besseren, dem Härteren, Stärkeren, anderen in ähnlichen Situationen, die erhobenen Hauptes durchs Leben liefen. Meine beiden süßen Freunde lachten, wenn sie erzählten, wie ihre Eltern wieder ausgerastet sind, ich lachte, wenn ich erzählte, dass Mama fragte, warum ich solange von der Schule nach Hause brauchte und ich dafür eine kassierte, als ich nichts sagte. Wir lachten, als wir uns das erzählten, es war die Art wie wir damit umgehen konnten, es war unser Eintritt in die Jugend, früh, viel zu früh, wir schüttelten unsere Kindheit ab, mit samt dem uns immer umgebenden Schlamm, Kälte und Dunkelheit des Waldes. Wir lernten es früh, das rettende Lachen, es machte uns härter.

In der Schule wurden wir nun akzeptiert, wir waren immer zu dritt, da kam nichts dazwischen. Wir waren in unterschiedlichen Klassen, aber das war egal, in den Pausen standen wir zusammen, und lernten uns durchzuboxen. Wenn einer von uns angegriffen wurde, waren wir alle drei da. Darüber mussten wir nicht mal

nachdenken, es war selbstverständlich. Von dem Tag im Wald an, schlugen wir zurück. Es ist nicht wichtig, ob du vielleicht zwanzig Zentimeter kleiner als jemand bist, wenn du trittst, gegen das Schienbein, dann tut das genauso weh. Wenn du einen Jungen in die Weichteile boxt, macht das keinen Unterschied, ob du ein Mädchen oder Jungen bist, der andere ist dann ausgeknockt. Die kleine Truppe, die wir waren, wusste sich zu wehren. Wir achteten nicht auf Fairness, Fairness hätte bedeutet, dass wir verlieren. Und der Kampf auf dem Schulhof ist entscheidend für das ganze Leben. Was will man sein? Wir wollten keine Opfer sein, deswegen schlugen wir zurück, mehr noch wir griffen auch an. Meine Eltern mussten in der Schule erscheinen, denn ein Mädchen durfte sich nicht mit Gewalt durchsetzen. Die Kunde über unsere kleinen Schlägereien lief bis ins Lehrerzimmer, und dort fackelte man nicht lange, die Eltern mussten in die Schule kommen. Meine Mutter saß da, mit ihren bis an die Grenze sauber geschrubbten Händen, sie glänzten schon fast rot. Kein noch so kleiner Fitzel Dreck haftete daran. Sie hielt sie ruhig die Hände. Während der Lehrer redete, sie war die Ruhe selbst, sah ihm ins Gesicht, als er sich beschwerte, dass ich ein

problematisches Kind sei, bockig, immer verschlossen, nie mit anderen zusammen sei, außer ausgerechnet mit dem problematischsten Geschwisterpaar. Wir würden uns angeblich gegenseitig in den Dreck ziehen, mehr als wir es je gebrauchen könnten. Woran liege das, dass ich so schwierig sei? Mein Bruder wäre doch schließlich so umgänglich, nichts besonders Auffälliges. Aber mit mir...? Ich laufe mit dreckigen Sachen durch das Schulhaus, rede nur mit denen, wo es sein muss, und wir drei blieben immer unter uns. Die Aufsichten in den Pausen hätten beobachtet, dass aber selbst wir drei nicht viel miteinander redeten, im Gegenteil, teils verbrachten wir die ganze Pause damit nur nebeneinander zu stehen. Sie beobachteten auch, dass die kleinste Kleinigkeit dazu ausreichte, uns zu reizen, und auf andere loszuschlagen. Meinem Vater war das Gespräch sehr unangenehm. Er hielt nichts auf Kindererziehung. Vielleicht dachte er in dem Moment, dass er gerne das alles verlassen wollte. Meine Mutter dachte es auf jeden Fall. Da bin ich mir sicher. Die Tigerin war gezwungen wieder auf den Schmetterling aufzupassen. Sie verdeckte ihr brüllendes und scharf bestücktes Maul, indem sie es zu schmalen Lippen

zusammenpresste. Schmal, als wäre es das einzige Mittel, um das noch zu ertragen. Ich hatte einmal ein Foto von ihr gesehen, als sie noch jung war, die Lippen waren bei ihr schön geschwungen gewesen, voll. Sie musste sie im Laufe ihres Lebens weggepresst haben. Alles weg. Volle Lippen, sie sind wie ein offenes Herz. Aber ein offenes Herz ist verletzlich. Deswegen bleibt nur es schmaler zu machen, das Offene soweit es geht verschließen. Das Pressen, der Druck ist der Verschluss. Man sieht keine Menschen im Alter mit vollen Lippen. Sie mussten weg, aus Selbstschutz, sie sind weg durchs Pressen, und weil es die Natur gut mit ihnen meinte, dass sie alt werden durften. Alt werden geht nur mit Selbstschutz. Man muss Verletzungen vermeiden, jede bringt einen näher zum Grab, lässt einen fallen. Bis wir dann nicht mehr aufstehen können. Deswegen müssen wir unsere Angriffsfläche verringern, unser Herz schützen, verstecken, hart machen. Und das Ergebnis sind die schmalen Lippen. Alles verstecken. Meine Mutter hat ihr Herz im Laufe der Jahre gut versteckt. Niemand konnte es mehr finden, so wie ihre Lippen, weg. Weggepresst, um zu überleben. Im Harten. So wie ihre Schläge. Sie schlug wieder hart zu, als wir daheim

waren, verbat mir, Zeit mit meinen Freunden zu verbringen, diesem Abschaum, wir haben mit solchen dreckigen Pack nichts gemein. Ich lachte innerlich, als sie mich schlug. Dachte daran, wie wir wieder zusammensitzen würden, lachen würden und uns die größten Flecken zeigen würden. Meine Blutsbrüder. Sie waren eher meine Geschwister als mein Bruder, mehr Familie als alle Cousins und alle Cousinen, Eltern, Tanten und Onkel zusammen, wir hatten, ohne verwandt zu sein das gleiche Blut, hatten es ausgetauscht, mit Messer unsere Arme aufgeritzt und geteilt. Blut ist dicker als Wasser. Am darauffolgenden Tag in der Schule, standen wir also wieder zusammen, auf dem Hof. Es hatte schon die Runde in der Schule gemacht, dass unsere Eltern dagewesen waren, sie grinsten uns an. Die Schwachen, Frechen, Miesen, Schlaunen, Reichen, Guten. Sie grinsten alle, wie eine blöde Masse, siegesgewisse Grinsepferdchen. Jahre später kann ich mich noch an das Grinsen erinnern, dass sie uns mitgaben, und die Verblüffung in ihren Gesichtern, als wir ohne Worte uns zusammenstellten, auf dem Hof, in einem Kreis, jeder deckte den Rücken des anderen. Ich beugte mich auf den Boden, schmierte meine Hand in

den nassen Dreck und wischte sie an meinem Gesicht ab. Meine Freunde sahen es und taten es auch. Es war unsere Kriegsbemalung. Wir wussten nichts von den Indianern auf dem Kriegspfad, aber wir waren es. Es wurde still auf dem Schulhof, sie schauten, mit gebeugten Hälsen, mit einem leichten Blick nach oben zu uns auf. Getrauten sich nicht mehr zu reden, nickten kurz zueinander. Wir bauten einen Mauer um uns, nie würde sie jemand zum Einstürzen bringen, wir waren füreinander, wir waren zu, wir waren wir, unumstößlich, härter, kälter, stärker als jede Eiche und garantiert als diese kleinen Pflänzchen. Wir waren gemeißelt hart in diesem Boden, niemand je würde uns zu Fall bringen, denn wir hatten einander. Wenn das ein Fassbinderfilm gewesen wäre, wäre Ballauf mit uns im Kreis mit seiner Kamera gefahren, um unsere Gesichter und unsere kleinen Körper zu zeigen, bereit einander zu schützen, stark, bereit für das, was sich Leben nennt. Als wir an diesem Nachmittag nach Hause gingen, lachten wir, wir knufften uns, rannten, fühlten uns besser als je zuvor. Wir hätten fliegen können, so glücklich waren wir. Wir waren keine Opfer, wir hatten unsere Entscheidung getroffen und zumindest heute, waren wir Sieger,

niemand konnte uns etwas. Nicht die Schüler, nicht die Lehrer, und nicht unsere Eltern. Die Sonne schien, es wehte ein Lüftchen und für uns war alles gut. Die Jugend war da, nur noch ein kleiner Rest von Kindheit lief durch uns hindurch, wir sprangen, als wäre es das erste Mal, durch den Wald, über den kleinen Bach, sprangen nach den Schmetterlingen, versuchten einen Hasen oder Reh zu sehen, legten uns in die Lichtung und lachten, lachten, lachten. Pusteten auf unsere Bäuche, streichelten uns mit Blumen auf unseren Gesichtern. Versuchten Hummeln und Bienen zu folgen. Dann tauchte mein Bruder auf. Du sollst nach Hause. Sofort. Als wir heimliefen, wusste ich warum er nach mir gesucht hatte. Mein guter immer so akkurater Bruder.

„Du weißt, warum du heimsollst.“

Was sagt man darauf?

„In Ordnung pass auf, ich habe dich im Wald gefunden, du hast auf der Lichtung in der Sonne gesessen. Allein.“

Es gibt es doch, ein Band der Rechtlosen, Schwachen, sogar bei Geschwistern. „Danke.“

„Du brauchst dich nicht zu bedanken. So war es.“

Als wir daheim ankamen, hatten sie eine Auseinandersetzung.

„Wo warst du?“

„Es ist doch in Ordnung, sie ist doch jetzt da.“

„Was?“

„Lass sie doch. Was? Sie ist ein kleines Mädchen, lass sie doch spielen, wo und mit wem sie will.“

„Was denkst du dir? Was bildest du dir ein? Immerhin bin ich die Mutter.“

Der Vater kam hereingeschwankt. Er hatte sich verändert, sehr sogar. Früher war er der liebenswerte Chaot, der zu seiner Arbeit mit dem Fahrrad fuhr, über den alle lachten, aber der liebe Kumpel war. Aber jetzt. Seine Fabrik hatte zugemacht. Nicht, dass er das besonders schwernahm, am Anfang zumindest nicht. Er kam heim und sagte einfach: „Sie machen zu.“

Meine Mutter antwortete darauf einfach bloß:

„Dann musst du dir etwas anderes suchen.“

„Ja.“

Nur ein klares Ja. Und er suchte, ging zu allen Fabriken, fragte, ob sie jemand brauchen würden. Aber Fabriken waren hier immer selten gesät. Warum sollte man hier auch etwas bauen, mitten im Wald? Hier gibt es nichts, nur Bäume und schlechte Straßen. Mein Vater suchte, aber wo sollte er hin. Arbeit finden ist nie leicht. Meine Mutter nahm es ihm übel, dass er nicht arbeitete. Das Geld vom Amt war nicht viel, und der Hof warf nicht viel ab. Wir hatten nie viel, aber dann wurde es noch weniger. Und das, was übrig war, trug mein Vater in seine Kneipe. Sie lief gut, die gute alte Hunsrückkneipe. Rauchschwaden, Bier in Massen, kleine Obstler dazwischen. Billige Frauen, oder Frauen, die im Begriff waren es zu werden, Männer, die das so sahen und Männer, die einfach nur froh waren, daheim raus zu sein, raus aus dem Haus, wo die Frau die Mundwinkel nach unten zog und weg von den Kindern, die sie nicht verstanden oder verstehen wollten. Die Dorfkneipe als Zufluchtsort des männlichen Versagers und der gefallenen Frauen. Mein Vater hatte es nicht geschafft, nichts. Den Krieg hatte er überlebt, aber danach hatte er weder seine Frau glücklich gemacht noch seinen Kindern eine Basis für das spätere Leben mitgegeben.

Und Alkohol betäubt, betäubt das sehende Auge des Lebens, dass einem sagt, was man ist, was man lebt, wie das drumherum ist. Das sehende Auge, das die Scheiße des Lebens begreift, selbst dann, wenn beide Augen zu sind. Und der Versager erträgt es nicht, er muss es ausschalten und landet an der Theke, versteckt hinter den Biergläsern und den immer wieder gleichen Gesprächen, die immer das Gleiche wiedergeben. Damit schafft er sich seinen Raum, der jeden Abend gleich ist. Er spult seine Platte ab, und will darin nicht gestört werden. Er hat den Vorhang zugezogen, vor sein Auge, will nicht mal mehr aus der Kneipe nach außen sehen, will im Halbdunkel der Kneipe seine Komfortzone haben. Niemand soll ihn stören. Zuziehen, mit jedem Schluck mehr, über ein Thema reden, was schon hundertmal besprochen wurde und pünktlich beim nächsten Rausch wieder besprochen wird. In der Dorfkneipe sind sie, die gescheiterten, die misshandelten, die einsamen, die missverstandenen Geister, sie hatten zu viel Geist, um nicht hinzusehen, aber nicht genug Stärke, um es auszuhalten. Vom Durchbrechen, kann eh jeder nur träumen. Sie hatten keine Wahl, für Stärke entscheidet man sich nicht, man

hat sie oder nicht. Aber die Leute außerhalb ihrer Welt, denken, dass sie sich für das Halbdunkel entschieden hätten, dass es ihre Schuld wäre, dort zu hängen an der Theke. Das bringt sie noch tiefer in die Welt des Halbdunkels, denn die Missachtung der anderen frisst sie auf, wie nichts anderes. Das Auge sieht noch. Sie müssen es noch mehr betäuben, bis sie alles verloren haben in den Schänken; ihre Freunde, Familien, ihre Selbstachtung, ihre Zukunft, ihr Jetzt und die Erinnerung an die Vergangenheit. Kauern wie Häschen in der Kuhle. Werden eingesogen ins Schlammbad. Man sieht es ihnen bald an. Dreckige Haut, glasige, immer feuchte Augen, Dreitagebart, selbst, nachdem sie sich rasiert haben. Die Patina der Armut. Die erste Schicht erhält man in der Schenke, in der Dorfkneipe. Mein Vater bekam sie schnell die Patina der Armut, und ihr passte sich alles andere an, alte Kleidung, verzottelte Haare, eingefallene Wangen, Verlust des Lächelns. Sie kam zu schnell die Patina. Er war so verschmitzt in seinen frühen Jahren er hätte als junger Mann gut bei den Amis arbeiten können. Stattdessen versuchte er ihr Saufruder zu werden. Erzählte daheim, dass er gute Kontakte aufbaute, zu seinen amerikanischen Freunden.

Aber die hatten andere Pläne als ausgerechnet ihm zu helfen. Für sie war er ein kurzes Amusement, für zwischendurch, jemand den man zuprostete. Aber er konnte nicht einmal Englisch, außer Hi, friend. Was sollte er dann machen? Die meisten seiner deutschen Saufrüder, ich weiß nicht wie, aber die schafften die Kurve, sie kamen in Arbeit, aber mein Vater nicht. So versuchte er den Amis den Arsch zu lecken. Die hatten aber andere Interessen, sie sahen sich schnell nach Frauen um, mal kurzfristig geplant, manchmal langfristig, manche verehelichten sich sogar mit den Deutschen, andere schwängerten und waren dann weg, manche bauten sich einfach nur an den deutschen Frauen auf, wie dem auch sei, für die Amis standen die deutschen Frauen ganz oben auf der Freizeitbeschäftigungsliste, solange sie in Deutschland waren. Da konnte mein Vater eben nicht mithalten. Also saß er im Laufe der Zeit still vor seinem Bier, am Tresen und ab und zu erzählte er dem Barkeeper etwas. Im Laufe der Zeit gehörte er zum Stadtbild, wie er im Suff nach Hause ging, und jeden Morgen mit schlurfendem Schritt Richtung Kneipe ging. Sein Fahrrad war kaputt, so wie sein Selbstwert. Es gab Wochen da sagte er, er

gehe nicht mehr hin, in diese Kneipe. Dann blieb er bei uns. Ich würde gerne sagen, dass er dann ein anderer war, aber es war nicht gut für ihn bei uns daheim. Dann saß er am Tisch, aß, und sah uns befremdet an. So als wenn er uns das erste Mal sehen würde. Sah meine Mutter an, als wäre sie seine Krankenschwester. Das ging dann ein paar Tage, dann war er wieder weg, in der Kneipe. Aber selbst dort gab es aber ein Auf und Ab. Es gab Zeiten, da lebte noch was in ihm. Dann war er wütend. Und schrie in der Kneipe, am Tresen hinein zu den Tischen, wo die noch nicht Gefallenen saßen, ereiferte sich über Politik, Wirtschaft, Krieg und schrie über alles und jeden seine Wut hinaus. Erzählte allen, die nicht weglaufen konnten seine Meinung. Wollte noch etwas fühlen. Und tat das auch. Aber in den Nebelhäusern dieser Welt wird so etwas nicht gerne gesehen. Menschen, vor allem die Versager sollen ruhig sein. Mein Vater sollte ruhig sein, schließlich kann er froh sein, geduldet zu werden, im Kreis der anständigen Leute. Der alte Säufer mit seinen Thesen, er störe doch bloß alle. Hier in der Kneipe und überall. Wenn er sich nicht benehme werde, bekomme er Verbot, so weit ist es schon. Vielleicht hätte er die Kurve gekriegt, wenn sie

nicht damit gedroht hätten. Vielleicht hätte er sich selbst lösen können, vielleicht hätte er erkannt, dass ein Leben in der Kneipe, als Dauergast nicht reichte, um zu sagen, dafür habe ich gelebt. Aber seine Angst diese letzte Zufluchtsinsel noch zu verlieren, ließ ihn erst recht dort weiterhin gehen, er kämpfte dafür, dort bleiben zu dürfen, und zwar durch Anpassung. Man kann nicht jeden Kampf kämpfen, und erst recht nicht gewinnen. Die Großen in dieser Welt wissen das und beschäftigen uns immer mit Kleinscheiß, damit wir beschäftigt sind, nicht auf den Gedanken kommen, mal etwas wichtiges zu schaffen. Mein Vater musste seine ganze Energie aufwenden, um an dem Platz bleiben zu können, wo er alles verloren hatte. Dadurch durfte er weiter existieren. Wenn er diesen Kampf ignoriert hätte und einfach sein Ding weiter gemacht hätte, dann hätten sie ihn gehasst. Was im Endeffekt besser ist, gehasst zu werden, aufgrund von Stärke oder geduldet zu werden aufgrund von Schwäche, sieht bestimmt jeder anders, aber entscheiden kann man die Richtung in einen der beiden Wege nicht. Mein Vater war schwach, er verstummte, und damit auch seine Wut, der letzte Wille zum Leben. Er hat uns nicht geschlagen, nie meine Mutter, oder

mich. Er hat uns nie misshandelt, aber er war weg, immer, selbst als er bei uns am Tisch saß. Sein Leben war zu Ende, und die Dorfkneipe hatte eine lebenslange Einnahmequelle. Das Gemeine ist, wenn Menschen abhängig sind, werden sie nicht mehr gerne gesehen. Sie hassen die Trauer des Menschen, der die Kontrolle über sein Leben verloren hat. Dabei braucht jeder die Illusion von der Kontrolle über sein Leben. Mir sind später im Leben Frauen begegnet, die die Kontrolle gerne in andere Hände gegeben haben, an den Staat, ihren Mann, die Ärzte, ihre Kinder. Die hatten ein endloses Vertrauen, aber sie bekamen immer etwas dafür. Immer, sie haben getauscht, gegeben und genommen. Der Süchtige gibt auch, er gibt alles weg, an ein Glas gefüllt mit irgendetwas. Er tauscht, um einen Rausch zu haben, gibt alles dafür. Nur ist der aber bald weg und hinterlässt nichts. Der Süchtige wird einsam, denn die Menschen, die ihn umgeben, fühlen sich durch ihn abgestoßen, dass er so versagt hat, ihnen könnte das ja nie passieren. Manche haben aber auch einfach nur Angst davor genauso zu enden. Haben und Sein. Sich selbst haben. Uns wird vorgegaukelt, dass wir etwas haben, hätten, wenn wir im Strom mitschwimmen, einer

Arbeit nachgehen, üblichen Strukturen nachfolgen. Aber das ist nicht haben, das ist das Gegenteil, ist auslöschen, mit dem Ergebnis, wenn die Struktur nicht mehr da ist, wir auf einmal vor einem Nichts stehen. Und dann nichts mehr anfangen können, mit uns, mit unserem Leben, nur sehen, wie gut es den anderen geht, aber eben nicht uns. Sehen, dass alle übergelukkig sind, in ihren Strukturen. Und wir nicht. Es nie waren, nie sein werden. Nicht mit der Struktur, die uns funktionieren lässt und zerstört und nicht mit dem Wegfallen von dieser und sehen, dass die Struktur die Annahme des normalen glücklichen Lebens nichts als ein Mythos ist. Dass man in der gepriesenen Normalität nicht mitschwimmt, sondern nur treibt, der Abgabe der Kontrolle, das Werden eines bestimmten Wesens, austauschbar für diejenigen die Menschenmaterial brauchen. Wir sind in den Fluss gegangen, um Glück zu finden, stattdessen verlieren wir uns selbst, denn für die Flusstreiber sind wir austauschbar. Dann ist es kein Geben und Nehmen mehr, egal ob Süchtiger, gesellschaftlicher Gewinner oder Verlierer, im Endeffekt sind wir nur das Material. Die Vernichtung des Selbst im Fluss unseres konstruierten Lebens. Aber nicht jeder

schafft es, sich selbst und das, was er hat, zerstören zu lassen, nur damit er mitschwimmen kann. Aber, vielleicht gibt es noch Rebellen. Die die auf sich selbst Wert legen, die die sich wehren, gegen das Aushöhlen und Platz nehmen der erträumten falschen und fehlinterpretieren Durchschnittlichkeit. Aber die kenne ich nicht. Alle die ich in meinem Leben gekannt habe, waren im Fluss, und sind früher oder später untergegangen. Aber bis dahin tut man so, als wäre man stolz darauf, denn das Leben läuft ja dann in geordneten Bahnen und man verachtet alle, die nicht in den Bahnen sind, die es nicht in dem Fluss geschafft haben, oben zu bleiben, die zu schwer sind, um sich treiben zu lassen, die kein angefressenes Fett besitzen, was sie oben schwimmen lässt. Mein Vater ist ertrunken, früh, er hat keine Kraft gehabt. Er wollte lustig sein, Spaß haben, eine schönes Leben, mit einer schönen Frau, gutem Geld und eigenen Heim, Freunden, Geselligkeit und Spaß. Ich weiß nicht, warum er meine Mutter geheiratet hat, ob dies unbedacht war, damals im Krieg, dass er dachte er wolle ein Stück vom Kuchen, den das Leben den naiven Durchschnittsglaubenden verheißt. Vielleicht gefielen ihm die Augen meiner Mutter, oder

ihre Kurven, oder vielleicht brachte er sie als einziger zum Lachen. Männer lieben es, wenn sie Frauen zum Lachen bringen können. Vielleicht war es ein Ritterschlag, dass sie ausgerechnet über seine Späße lachte, und sonst bei niemanden. Vielleicht war es der Frühling für ihn, vielleicht liefen sie zusammen durch den Wald und sie lächelte, als er ihr eine Blume gab. Und sie steckte ihm eine Blume in das Knopfloch, vielleicht überredete er sie, mit ihm zusammen auf der Kirmes zu tanzen, mit ihr ein Bier zu trinken und sie zog einmal an seiner Zigarette und hustete, hustete. Ja das hätte meinem Vater gefallen. Lustig sein, ein Herz an einer Bude kaufen, aus Lebkuchen und sich freuen am Leben zu sein, mit einem Menschen, der es wert ist, das Wagnis Leben. Aber sie waren auf keiner Kirmes, denn es war Krieg. Sie kannten sich nicht, hatten Angst, vor dem was kommt, so wie die meisten Menschen Angst haben vor dem was kommt, sobald sie ihre Jugend abgelegt haben. Vielleicht sind sie durch den Wald gegangen, lächelten und taten es, was junge Menschen tun, wenn sie sich mögen. Kein Sex, der besonders sinnlich oder erotisch ist, vielmehr das schnelle zur Sache kommen. Aber das interessiert die Babys nicht,

die gezeugt wurden, ob der Sex gut oder schlecht war, sie kommen einfach, wenn er war. Und dann die Ehe obendrauf, wenn es nicht nur Sex war, wenn man denkt, so ist es, so und nicht anders, so muss es sein das Leben. Und dann enttäuscht ist, darüber, und sich fragt, warum man nicht glücklich ist. Egal was man erträumte, oder auch nicht, dann ist es so, und eine Hochzeit nur ein Grund für die Gäste zu feiern, die aber auch nicht da waren, denn es war Krieg. Und mein Vater musste gehen, und ließ meine Mutter da, mit einem etwas schon dickeren Bauch, auf einem Hof, mit nichts drauf, als alten Eltern des Vaters, mit den eigenen Eltern im Nachbardorf, die allesamt bald starben und bei diesem Anlass Heimaturlaubs mich hervorbrachten. Und meine harte Mutter hervorbrachten. Meinen träumenden Vater, der so froh war, aus dem Krieg lebend zurückgekommen zu sein, bereit lustig und spaßig mit der Mutter auf Feste zu gehen, der wieder leben wollte, Lebkuchenherzen essen und lachen. Aber meine Mutter war tot, sie war schon die leere Hülle, als er wieder kam. Von dem Leben, arbeiten, auf dem Hof, allein mit zwei Kindern, in einem Leben, was man hier eben hat. Sie hatte den Kampf mit dem Mythos vom guten Leben schon hinter

sich, aber mein Vater hatte gerade erst begonnen. Hatte den Krieg durchgehalten, mit der Hoffnung auf den Mythos. Anfangs versuchte er die Schlange der glücklichen Alltäglichkeit noch zu fangen, aber wie alle Menschen konnte er nur auch scheitern. So fand er den Weg in die Schenke, um dort genau das zu tun, was er nie wollte, ein freudloses trauriges Dasein fristen, wo niemand lachte, niemand prustete oder hustete, sich niemand auf ein Lebkuchenherz freute, sondern wo jeder das Leben hasste. Willkommen im Hunsrück!

Block

Beginn, Ende, Beginn, Schulzeit

Ich hatte wenig Freunde in der Schule. Machte gerne meine eigenen Sachen. Fand es erbauender in der Pause zu lesen als mit meinen Mitschülern zu reden. Es war keine bewusste Entscheidung, es ergab sich einfach so. Auch morgens vor der Schule las ich schon, ich hatte kein anderes Bedürfnis. Hesse sagte einmal, im Alter hat man das, wonach man sich als Kind am meisten sehnt. Bei mir war es Zeit zum Lesen. Gleich nach der Schule machte ich daheim meine Hausaufgaben, nur damit ich

den restlichen Tag Zeit zum Lesen hatte. In der Bibliothek kannte man mich, ich kam regelmäßig, las alles, was in der Kinderabteilung war. So internalisierte ich den sozialistischen Gedanken früh. Sobald ich begriff, was Kapitalismus bedeutet, taten mir die Westdeutschen leid. Als kleines Mädchen umging der Begriff Westen meine kindliche Fantasie. Mein Bruder spielte viel mit Cowboyfiguren aus Hartgummi. Ein Cowboy war nur rosa. Ich wusste, dass Cowboys mit dem Westen zu tun hatten. Die Unterscheidung Westen und Wilder Westen kannte ich nicht, man redete mit Kindern nicht großartig über solche Dinge. Deswegen waren in meiner Fantasie alle Menschen im Westen rosa, von oben bis unten, alle rosa Cowboys. Es brauchte Jahre, bis ich diese Fantasie ablegte. Kinder denken, sie denken sich die Welt zurecht, natürlich gibt es auch viele Fragen, aber es war klar, dass die Cowboys rosa waren, warum also nachfragen? In der Bibliothek wurde ich dann aber aufgeklärt, der Westen, das hieß Kapitalismus, die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen. Dort sollte man nicht sein. Das ist nicht gut dort, dort leben die Menschen in Angst vor Krieg und Hunger. Aber bei uns war alles gut. Ich liebte die Bücher

der jungen Revolutionäre und Engagierten. Timur und sein Trupp. Selgo, ein Junge, der aus einer vernachlässigenden Familie stammte, und natürlich die rote Zorra. Immer wieder las ich die Geschichte dieser freien Kinder, kleiner Rebellen, die sich selbst verteidigten und auf eigene Faust durchs Leben gingen. Das Mädchen, die Anführerin für die Freiheit. Sie bediente alle meine romantischen Vorstellungen, wie ein Mädchen sein sollte. Ich las dieses Buch immer wieder, immer wieder, bis ich versuchte einen zweiten Teil zu schreiben. Natürlich bin ich daran gescheitert. Eine normale 10-Jährige kann kein Buch schreiben, aber ich liebte die rote Zorra so sehr, dass es mich unfassbar schrecklich war, nur dieses eine Buch über sie zu haben. Ich nannte mein Buch, die Ausreißerburg. Eltern denken, dass Kinder Eltern brauchen, um sie zu formen, erziehen, beschützen, zu ernähren. Aber manche Kinder lieben von Anfang an die Freiheit, wie sonst erklären sich sonst immer wieder die Geschichten der freien Kinder. Dickens, Pippi Langstrumpf, die rote Zorra, oder heute die Geschichte der Cruella. Freibeuterische Kinder, Kinder, die das Drama nicht zum Über ihr Leben bestimmendes Drama werden lassen. Ich liebte die

DDR, den Sozialismus, der uns allen half, aber der Gedanke der Freiheit war da, von Anfang an. Lust auf fremde Länder, alles zu sehen, zu reisen. Ich wollte nach Disneyland, träumte davon durch das Brandenburger Tor zu laufen. Dieses riesige Tor, es lud geradezu ein es zu durchwandern. Nicht um in den Westen zu kommen, nein einfach bloß, um das Gefühl zu haben, durch etwas Monumentales und Seltenes durchzugehen. Der Ruch des Verbotenen, er kam auch bei mir. Eigentlich wurde das Verbotene in der DDR immer so politisch, dass man sich den Rechten anschloss. Die Rechten waren gegen das System, viele fanden das System scheiße, als musste man rechts sein, wenn man Rebell sein wollte. Es ging dabei nicht darum wirklich menschenverachtend zu werden, sondern nur der Macht den Kampf anzusagen. Die Denke hält bis heute an. Wenn die Regierenden rechts wären, wäre wahrscheinlich ein Drittel der Ostdeutschen hochüberzeugte Demokraten, Hauptsache gegen die Macht, an der man selbst nicht teilhaben kann. So war also auch in der DDR, in einem Staat, der in den Augen vieler Menschen einfach nur scheiße war, der Gedanke da, sie die Bonzen zu stürzen. Also schloss man sich den Feinden der DDR an, den

Rechten. Oder manche den Punks. Aber die Punks wollten keinen Systemwechsel, die wollten nirgends hin, nur ablehnen. Anarchie. Aufgemalt auf ihren Lederjacken, die mit Slogans gespickt waren. In stundenlanger Arbeit haben sie ihre Lederjacken, bemalt, genietet oder was auch immer, Hauptsache individuell. Dann noch der Irokesenschnitt, und dann ab durch die Straßen. Sie waren keine Punks wie im Westen, die auf der Straße lebten und schnorrt. Nein es waren die Punks, die daheim bei ihren Eltern lebten, und wie eben alle Jugendlichen gegen alles und jeden rebellierten. Ein Jugendlicher, der sich nicht auflehnt, hat seine Jugend verpasst, und ist jemand dem man aus dem Weg gehen sollte, denn er handelt nach rationalem Kalkül, sich anzupassen, den Weg ohne Widerstand zu gehen. Solche optimierten Menschen werden überall und immer mitlaufen, denn sie legen nur auf das Wert, was man ihnen gibt, was erreichbar ist. Rational bis zum Umfallen, Hauptsache sie haben dann ein gutes Leben. Sie sind die wahren Gefährlichen. Nicht die rechten Jugendlichen oder die Punks, nein die alles bejahenden und mitlaufenden Oberstreber, Hauptsache Anerkennung, Erfolg und am Ende die gerade

staatsbedingten Erfolgssymbole ihr Eigen nennen. Die Mädels immer hübsch, die Jungs immer darauf bedacht Geld zu verdienen, nicht anzuecken, immer schön machen, was man ihnen sagt, egal ob Eltern, Lehrer oder später Chef oder General oder Abgeordneter. Die nach oben dienenden Bücklinge, die es nie ankotzt, und es gibt immer viel, was ein ankotzen kann, egal in welcher Gesellschaft. Mich hat zu DDR-Zeit als Kind nichts angekotzt, außer dass ich Order hatte nicht an politischen Gesprächen meine Meinung zu äußern. Nie, nicht in der Nadelarbeit noch bei den Diskussionen im Deutsch oder Geschichtsunterricht. Im Westen lief es dann anders. Das Erbe des Schweigens und angepassten Lügens, ist bei vielen Ostdeutschen bis heute drin. Im Westen, wenn man sich nicht kennt, redet man über Politik, das ist unverfänglich, Privates kommt erst später. Im Osten ist es genau umgekehrt. Politik kommt nach den ganzen Beziehungs-, Familien- und Kindergequatsche. Aber heute bei der ganzen braunen Soße äußert man sich im Smalltalk gerne über die neuen Bewohner der Republik. Denn sie können sich sicher sein, dass ein Ostdeutscher gegenüber einen anderen Ostdeutschen immer d'accord geht, wenn es gegen die

dunkle Gefahr geht. Das zeigt, dass die braune Soße mittlerweile ein Hauptgericht geworden ist, wovon man sicher sein kann das es jeden schmeckt. Gefährlich. Es zeigt, dass es eigentlich schon zu spät ist. Wir können sicher sein, dass die braune Scheiße gewinnt, und dass dann wieder die KZ s voll sind, bzw. leer, nach dem Vergasen, und diesmal wird es schlimmer, denn wer jetzt die Rechten wählt, kann später nicht sagen, das haben wir nicht gewusst, denn diesmal weiß man es, und es ist ihnen egal, das einzige was sie interessiert, sind ihre sauberen Straßen, und dass sie nur Deutsch hören auf der Straße, und ihre Joghurtbecher im Supermarkt nicht ausverkauft sind. Aber es sind ja keine Nazis. Ich spucke auf die braune Soße, sie ist Abschaum, und diejenigen die sie wählen, sind es ausnahmslos auch. Aber besser nicht darüber reden. Zu Hause als Kind waren meine Eltern Schweiger, außer am Küchentisch beim Abendbrot, da wurde diskutiert. Es ist klar, dass ich immer die sozialistische Position einnahm. Bis heute, und doch... der Sinn nach Freiheit... Ich glaube jeder neugieriger Mensch strebt nach Freiheit, denn nur dann kann er seine Neugierde auch wirklich befriedigen. Im geschlossenen Raum lernt man nichts,

erlebt nichts, versucht nichts. Deswegen ist für jeden neugierigen Mensch das Wort Sicherheit ein Unwort. Denn es nimmt ihn die Möglichkeit das zu tun, wozu wir hier sind, alles Mögliche zu erleben, auszuprobieren und neu erfinden. Raus aus den alten Bahnen, hinein ins Unbekannte. Wenn man alles kennt und weiß, wie es läuft ist es Zeit es zu verlassen. Und das wusste ich damals schon, ohne es je in Worte haben fassen zu müssen. Wie dem auch sei, ich hatte nichts gegen das Leben in der DDR, aber ich wollte mehr, wollte die Welt sehen. Nicht kaufen, konsumieren, essen, nein sehen, riechen, hören, tasten... Aber immer mit meinem Nest, in meinem Block, im Erdgeschoss, wo ein Stock über mir meine beste Freundin wohnte.

Wir hatten ein seltsames Verhältnis wir zwei, oder sollte ich besser sagen wir drei. Denn es gab eine Konkurrentin. Mal war ich die beste Freundin mal die andere. Die andere und ich haben nie miteinander geredet, wir waren uns schon aufgrund unserer Existenz spinnefeind. Als ich meine Freundin das erste Mal sah, spazierte sie mit ihrem Puppenwagen durch unsere Straße. War neu hinzugezogen, ich weiß nicht mehr, wer

vor ihr über uns gewohnt hatte. Sie war sehr Mädchen, blond und blauäugig und ich fand sie doof, wie sie mit dem Puppenwagen mit irgendwelchen Jungs sprach. Schließlich war ich die Tochter des Windes, auserkoren in die Fußstapfen der roten Zorra zu treten, was interessiert mich dann so eine Minimama. Aber irgendwann haben wir dann doch miteinander geredet. Sie die Schöne, früh Erblühte, dem Schönheitsideal des Ostens in dieser Zeit entsprechend. Blond, blaue Augen mit frühen Jahren einen Busen. Mein Busen kam spät, und dann auch nicht besonders schön. Eigentlich war nichts an mir schön. Locken, braune Haare und noch dazu braune Augen. Braune Augen Pferdeglotzen, wenn du reinsiehst musst du kotzen. Und dann zu allem Überfluss auch noch Sommersprossen. Es ist klar, dass ich früh lernte mich anders zu definieren, als über mein Aussehen. Aber meine Freundin, die wusste von Anfang an wie der Hase läuft. Die ersten Heels im Alter von 13. Es war natürlich nicht ihr Aussehen der Grund für unsere Freundschaft, wir lernten uns als Kinder kennen, späte Kinder vielleicht 9 Jahre alt. Ich weiß es nicht mehr. Sie war jünger und wir konnten gut zusammenspielen. Am besten Modenschau mit den Sachen meiner Mutter. Und

mein Vater musste immer das männliche Mannequin auf dem Laufsteg sein. Das war die erste Erfahrung mit Absatzschuhen. Seltsamerweise konnten, nennen wir sie Lara und ich beide von Anfang an gut darin laufen. Meine Mutter nicht, deswegen hatte sie sie ausrangiert. Wir hatten viel Spaß bei dem Modelaufen. Wir liebten es auch uns zu schminken. Ich verbrachte Kunstwerke an ihr, sie an mir weniger. Einmal endete sie mit einem roten Punkt auf meiner Nase ihre Schminkaktion, und schob meine Unschminkbarkeit auf meine Sommersprossen.

Wir lebten in dieser Zeit ohne Telefon. Fast keiner in der DDR hatte ein Telefon. Aber natürlich wollten alle eines haben. Wie wir eigentlich alle in dieser Zeit etwas haben wollten. Die heutigen Ostalgiker verkennen leider viel. Wer behauptet zu DDR-Zeiten kein Kinderüberraschungsei, Nutella, Telefon, Auto oder Farbfernseher hätte haben zu wollen, lügt. Wir hatten einen schwarz-weiß Fernseher. Er brauchte ungefähr fünf Minuten, um anzugehen. Erst kam ein weißer Punkt, dann eine Linie und dann das Bild. Fernbedienung? Was ist das? Wir hatten also kein Telefon, kein Nutella, keine

Kinderüberraschungseier, aber wir hätten die dermaßen gerne gehabt. Auch hier hätten wie überall in der DDR-Beziehungen geholfen, aber in diesem Fall halfen nur Beziehungen in den Westen. Und die hatten wir definitiv nicht. Wir hatten nur in unserer Waldstadt Beziehungen. Zum Schlachthof, zum Bekleidungsgeschäft für Kinder. Bestimmt noch zu anderem. Das Geschäft lief wie folgt, wenn sie meiner Mutter etwas anbieten konnten, so wie eine Hose in meiner Größe, die wenn sie im Ladenreinkam unter dem Ladentisch für uns zurückzulegen, dann kamen sie in der Sprechstunde beim Arzt mit ihren Kindern eher dran. Eine Hand wäscht die andere. Damals war das so. Man handelte nicht mit DDR-Mark sondern mit Produkten, Gefälligkeiten, Dienstleistungen. Heutzutage wird das als besonderer Zusammenhalt dargestellt. War es nicht, es war nur außermonetärer Handel. Und wie beim Geld heutzutage, kam es schon damals nicht auf Sympathien an, sondern nur darauf, wer wem etwas bringt. So, also wir hatten kein Telefon. Also bauten meine Freundin Lara und ich ein Seil, mit einem Becher daran, das an unseren Fenstern der Kinderzimmer, die ja genau übereinander lagen, befestigt war, mit Rollen, so konnten wir den

Becher im Ziehmechanismus entweder nach oben oder unten befördern. Immer mit einer Nachricht drin. Schreiben. In kleinster minimaler Form. Jemanden etwas mitteilen, der einen wichtig ist, über die übliche Spielzeit hinaus. Oder das kleine Zettelchen: Weck mich, wenn du kommst ich habe etwas vorbereitet. Er lag in dem Bett, als ich bei ihr übernachtet hatte, aus irgendeinem Grund kam ich erst als sie schlief. Wir übernachteten oft beieinander, es war schön immer etwas Besonderes. Redeten, spielten, mehr braucht man als Kind nicht. Als wir älter wurden machten wir zusammen Essen. Und ich bekam ihre erste Liebe mit, die dann bald von der zweiten abgelöst wurde. Es ist klar, dass wir uns nicht leiden konnten. Am schlimmsten war es, als ich dann den besten Freund ihres Freundes näher kennenlernen sollte. Gegenseitige Antipathie bei jedem Schritt diesen Spaziergangs. Soweit geht die Freundschaft dann doch nicht. Es ist klar, dass ich in der Freundschaft nicht gerade diejenige war, die in unserem Block den Beliebtheitspreis gewonnen hätte, dass Lara diejenige war, die gemocht wurde, aber deswegen entschied sie noch nicht, wer mein Angebeteter wird. Klar war ich die Hässliche, aber ich traf damals schon

meine Entscheidungen selbst. Habe ich immer getan, mein Leben lang, wenn nicht dann habe ich es immer bitter bereut, aber das war nie im persönlichen Bereich. Und das Persönlichste alles Persönlichen ist die Wahl des Sexualpartners. Später im Leben habe ich Frauen kennengelernt, die Sätze äußerten wie: ich habe das Spiel mitgespielt und dann halt mit ihm geschlafen. Ich weiß nicht welche von den beiden konträren Seiten dumm ist, diejenige die mit einem Mann schläft, um das zu erreichen, was sie will, oder diejenige die sagt, meine Fähigkeiten und Sex haben nichts miteinander zu tun. Ich werde nie verstehen, wie man Sex als Mittel zum Zweck einsetzen kann. Klar passiert es, dass man sich in einem Mann täuscht und man während des Sexes auf einmal böse aufwacht, aber dann lässt man das das nächste Mal. Aber wenn man mit jemanden ins Bett geht, ohne dass einem die Hormone sagen, der macht Spaß, dann bitte sein lassen. Alle schimpfen immer alle so über Hormone, Frauen werden als emotional und nicht rational handelnd beschrieben. Das ist Geschwätz von Männern, die denken Frauen mit ihrer Pseudovernunft zu beeindrucken. Männer gehen aus Vernunftgründen in den Krieg und schlachten andere ab,

oder werden abgeschlachtet. Da sage ich doch: lieber Hormone, die wollen nämlich Spaß haben und lassen andere im Allgemeinen leben. Und wenn die Hormone sagen, dass frau jemand die Tür oder den Exit aus ihren Leben zeigen soll, dann sollte man auf die Hormone hören. Und nicht auf die Pseudovernunft der Männer. Wenn Hormone sagen, verlass diesen Mann, Frau, Situation, Arbeit, Stadt, Land, Leben dann muss man darauf hören, denn sie sind der direkte Weg zu dem Selbst und scheißen auf die Strukturen des Patriacharts. Hormone kennen keine Machtverhältnisse, vor denen sich 90 Prozent der Menschheit ducken und sich kotrollieren lassen. Deswegen scheiß auf die Vernunft, sie ist nur ein Manipulationsmechanismus und macht jeden Menschen, der darauf hört, nur unglücklich. Unglück, der Preis des Verunglimpfens der Hormone, der Gefühle, des Verzichts auf guten Sex, und Hand aufs Herz, der ist tausendmal besser als jedes Luxusrestaurant oder alles, was man mit Geld durch Vernunft verdient kaufen kann, denn der macht zwar nicht satt, aber gibt einen die Lust auf mehr. Mehr Leben. Energie. Menschen wissen instinktiv, wen oder was sie brauchen, und das ist garantiert nicht der

Verkauf des eigenen Fleisches. Jung gehört zu jung, und alt sollte auch mal gerne alleine sein, auf die junge Zeit zurückblicken, und den Jungen ihre Jugend gönnen, denn auch sie ist nicht für immer. Und Jugend ist, das wissen wir alle nicht immer leicht. Aber trotzdem missgönnen sie die Alten den Jungen und mehr noch wollen sie durch die jungen Menschen kaufen und zurückerobern. Nicht aufgrund von Hormonen, nein vielmehr aufgrund der Leerstelle, die die abgestorbenen und nie gelebten Hormone hinterlassen haben. Dann hätte man doch lieber gleich auf sie gehört. Hormone an die Macht! Tschüss Vernunft! Tja aber Ärger mit Männern ist nicht das Einzige. Frauen stehen leider oft in Konkurrenz zueinander. Wer auch immer denkt, dass Frauen gut zueinander seien, kennt keine Frauen. Lara stand immer zwischen mir und einer anderen. Es war ein Auf und Ab, heute weiß ich ehrlich gesagt nicht, warum sie nicht mit uns beiden befreundet sein konnte, stattdessen war es immer sie oder ich. Aber dann auch immer Hundert Prozent. Die andere Fulltime, und dann gewechselt zu mir, dann ich wieder Fulltime. Ich kann mich nicht erinnern je mit der anderen geredet zu haben. Seltsam. Und vor allem, dass wir zwei abwechselnden

Freundinnen das mit uns machen haben lassen. Natürlich war ich eifersüchtig, aber eigentlich hätte ich meine Freundin eben Freundin sein lassen sollen. Es gab genug andere zum Spielen bei uns im Block. Ich hatte auch noch andere Freundinnen, von denen sich aber nach der Wende ausnahmslos herausgestellt hatte, dass die Eltern in der Stasi waren. Tja, hatte es also Sinn, dass ich mich nie politisch geäußert habe. Aber warum ich nicht die Stärke hatte mit Lara abzuschließen? Eigentlich wäre ich nach dieser Geschichte dazu prädestiniert gewesen, dasselbe Spiel später im Leben mit mir machen zu lassen, nur diesmal mit Männern. Aber da war ich eisern. Ich wusste immer, dass ich nie mit einer anderen Frau um einen Mann kämpfen werde, tat ich auch nie. Wenn sie eine andere wollen, sollten sie gehen. Ich bin niemandes Hans Wurst, niemandes: Oh bitte, bitte verlass mich nicht. Beziehungen kommen und gehen, man sollte die Zeit zusammen genießen, und den besten Punkt zum gegenseitigen Verlassen nicht verpassen. Der Schluss ist wichtiger als der Anfang. Er entscheidet, wie und ob man sich auf jemand Neues einlassen kann. Das Problem ist die Menschen denken immer alles ist für die

Ewigkeit, selbst das Leben, die Mär vom ewigen Leben. Aber das Leben selbst hat eben bloß Sinn, wenn etwas endlich ist. Und alles, was im Leben passiert hat ein Ende. Es gibt keine Endlosigkeit, Ewigkeit, ein für immer. Glück hält nicht ewig, sobald man kapiert, dass es da ist, ist es auch schon weg, zum nächsten Anfang, zum nächsten Ende. Natürlich hat es aber auch etwas Tröstliches, dass alles ein Ende hat, denn welches Leben durchläuft nur Glück, aber wenn man es schafft die glücklichen Phasen zu vermehren, offen zu sein für die neuen Projekte und eben akzeptiert, dass alles ein Ende hat, kommt man am besten durchs Leben. Und das perfekte Ende ist eine Gnade. Jedes Ende, gibt dem was vorher war erst den richtigen Sinn. Anfang und Ende. Ohne Ende hätten wir alle immer alle Möglichkeiten, könnten alles probieren, bis alles gleich wird bei jedem Menschen, jeder jede Phase durchgemacht hat, bis einem nichts mehr einfällt. Es wäre die Vernichtung der Individualität, die Vernichtung der Gestaltung des eigenen Lebens und darüber hinaus, denn unser Leben begründet sich den Wegen die wir als Menschen laufen. Ein unendliches Leben ist Vernichtung des Lebens, das Veränderung braucht. Ein

ewiges Leben wird früher oder später bei allen die gleiche Linie, die ins unendliche läuft, und durch die Gleichheit ein Punkt wird, dessen einzige Innovation die Zeit ist. Erst das Ende vom Leben, macht das Leben sinnvoll und die Enden der Projekte des Lebens schaffen neuen Raum für neue Projekte neue Ideen. Man bleibt in Bewegung, was gibt es Besseres? Die Abwechslung von dem ewig Neuen, dem ewigen Ende, das ewige Wechseln, das Auf und Ab des Lebens, Tod und Leben, Anfang und Ende, man landet egal was man denkt eben immer wieder bei Ying Yang. Also, meine Freundin und ich traten auf der Stelle der Dreiecksfreundschaft. Als ich sagte, dass wir gehen werden, in den Westen, aber das kam erst später, viel später, flossen die Tränen. Und seltsamerweise war nach meinem Umzug die dritte im Bunde auf einmal kein Thema mehr, dann war auf einmal eine ganz andere die beste Freundin von Lara. Aber bis dahin kämpften wir in unserer Dreiecksfreundschaft, und ich lernte die Lektionen des Endes, und der Sinnlosigkeit, um Herzen zu kämpfen. Sobald man in Herzensdingen anfängt zu kämpfen, weiß man, dass man den anderen schon verloren hat. Falls er dann dennoch dableibt, dann Mitleid auf hundert, denn

es bedeutet die Verleugnung der Hormone, die Verleugnung des Selbst. Nein lässt sie gehen und wenn sie zurückkommen wollen braucht ihr sie nicht mehr, denn die Welt ist voll mit Möglichkeiten, bleibt flexibel, nicht bei einem, einer oder etwas hängenbleiben. Wird man verlassen, rausgeschmissen, verdrängt, scheiß drauf, das Leben hat so viele Möglichkeiten, mehr als man in einem Leben ausschöpfen kann, also auf, egal was wer oder wo, es gibt immer noch eine andere Option, wenn man sie will, und wenn nicht, selbst ein Schneckenhaus hat etwas Gutes. Und nie Zurückwollen, nie zurückkehren, denn das ist immer schlecht. Es ist ein Illusion das Zurück, denn alles ändert sich im Leben, nichts passiert zweimal im Leben und das hat Sinn, alles ist in Bewegung, der Platz wo man zurückwill ist verändert, des Lebens Zeit verändert jeden Raum und jeden Menschen. Deswegen kein zurück! Lieber der neuen Situation stellen.

Und wir erlebten damals etwas Neues. Niemand hätte gedacht in unserm Bekanntenkreis, dass die DDR zusammenbrechen könnte, dass Menschen auf die Straße gehen, protestieren, schreien, sich auflehnen

könnten. Über diese Zeit ist viel berichtet worden. Für mich war es ein Rausch, es passierte so viel, alles schien möglich, es war eine Bewegung, die durch die Menschen ging. Sie flohen, sie rannten weg, sie protestierten, vergaßen Angst und riskierten. Wir waren im Rausch, das absolut Unmögliche war auf einmal möglich. Diejenigen die nicht Protestierten hingen vor dem Fernseher, ich wage zu behaupten, fast jeder war überrascht, bis sich diese Unmöglichkeit ins Reale brachte und das Frische und Unbekannte in unser Blut, Körper und Geist transferierte. Wir hatten keine Angst. Niemand. Dafür war der Rausch zu stark. Auf einmal glaubten wir an Freiheit, an die Vision vom guten Leben, an das Märchen mit dem: Und sie lebten glücklich bis ans Ende ihrer Tage. Und dann sind wir hart aufgeschlagen. Die böse Realität, sie kam doch. Sie kam kurz nachdem ich gelernt hatte die Ruhe zu verlassen. Dabei sollte ich das Ruhigsein lernen. Sollte in der Schule ruhig zu sein, nichts sagen über Politik, schließlich sollte aus meinem Bruder und später aus mir etwas werden. Duckmäusern, das gab es in der DDR genauso, wie es das später mit Chefs und Arbeitgebern im Kapitalismus gab. Die DDR-Bürger lernten ruhig zu

sein, bis heute hinein, bis zu ihren heutigen Chefs, die für sie leider Halbgötter sind. Aber ich war nicht gern ruhig. Bis heute verachte ich Ruhe, Ruhe, die der Wald gibt, Ruhe in Häusern, abgeschieden, nicht mal ein Blatt vom Baum fallenhören. Ruhe ist Tod. Leben ist laut, und wir sind hier, um zu leben, nicht um zu Duckmäusern. Ich fand meine Möglichkeit laut zu werden, indem ich sang. Meine Stimme war laut und stark. Eben jung, sie wollte raus und sich nicht verstecken, damit sie bloß nicht aneckt. Es gibt Menschen, die können sich so stark zurücknehmen, sich so angepasst äußern, von einer Sekunde auf die andere eine ganz andere Person sein, nur um sich der Situation anzupassen. Es ist, als ob sie die perfekten Schauspieler wären. Wenn man so durch das Leben der DDR lief und heutzutage durch deren menschliches Erbe, dann ist es verwunderlich, dass Deutschland, so wenige gute Schauspieler hervorbringt, denn das können sie wirklich alle. Die Schmiere der Gesellschaft, die angepasste Lüge, das Verstecken des Selbst, das Ruhigsein. Asiaten sind auch leise, Asiaten leben den Gemeinschaftsgedanken, sagt man uns zumindest. Ostdeutsche tun das auch, aber nicht aus edlen Motiven. Es ist verwunderlich, dass es

ausgerechnet auf diesem Boden eine Revolution gab. Kein Westdeutscher würde sich so mit Haut und Haaren an eine Arbeit verkaufen, wie es die Ostdeutschen tun, aber das ist ein anderes Thema. So, ich lernte also früh, dass Politik nichts Erfreuliches ist, und wenn man als Kind ein was will dann sind das erfreuliche Sachen. Ich kann froh sein, dass man mich zu DDR-Zeiten nicht für eine politische Laufbahn vorgesehen hatte, nein man sah mich in der Kultur. Und ich mich auch. Im Chor lernte ich meine laute voller Leben getränkte Stimme einzusetzen. Ich liebte das Singen, war seltsamerweise auch kein einziges Mal vor einem Auftritt nervös, obwohl ich oft Solostimmen hatte. Singen... Ich trällerte gerne, wie mein Vater auch. Er mit der tiefen Donnerstimme und ich krumm und schief, aber laut. So war es eine Offenbarung, als ich das erste Mal in der Oper war. Eine Kinderoper; Hänschen und Gretel. Eigentlich war diese Oper nur eine Anreihung von Kinderliedern. „Hänschen klein“ ist mir besonders in Erinnerung geblieben. Ich war schon ein älteres Kind, und die Lieder an sich hatten es mir nicht besonders angetan. Wer hört schon als 10-Jährige noch Hänschen klein. Aber es war die Art wie sie sangen, das laute Operngeschmetter. So laut, so stark,

wohlklingend. Ich war sofort in die Oper verliebt. Es war eine Kinderoper, lauter Kinder und zwei sehr gepflegte ältere Damen. Sie strahlten Bildung aus, Stärke durch ihr Leben, was ihnen diese Würde verlieh. Ich habe diese Würde im Leben später nie erreicht, aber sie hatten sie. In der Pause konnte ich sie beobachten. Es war ganz natürlich, dass diese beiden alten Damen in dieser Kindervorstellung waren, man nahm wahr, dass sie dahinpassten. Und ich hatte die Opernmusik, oder man muss besser sagen, das Singen, als ob man in der Oper wäre entdeckt. Und das war nicht politisch, nein das war Kunst, also durfte ich laut sein, meine Stimme einsetzen. Leider sahen das meine Nachbarn anders. Ganz anders. Während ich in der Badewanne meine doch so schönen Arien sang, verzweifelten sie. Der übliche Ablauf, ich sang und sie klopfen gegen die Heizung. Der Krieg war ausgebrochen. Die Spießigkeit des DDR-Blocks. Es gab ein schönes Buch für Kinder, was genau das Problem darstellte: „Das Ei in der Trompete“. Ein Junge in einem DDR-Hochhaus möchte Trompete lernen und stört natürlich seine Nachbarn. Im Buch geht alles gut aus, denn vielleicht wird er ja mal ein großer Musiker, also lassen sie ihn proben. Bei mir war

aber klar, dass ich keine große Sängerin werde, es gab auch keine Hausversammlungen mit Diskussionen darüber, aber der Kampf zwischen Freude, die auch mal laut ist und den Spießern, die ihre Ruhe haben wollten und gegen die Heizung klopften, war ausgebrochen. Und sie waren mir scheißegal. Scheißegal. So geht man mit Spießern um, links liegen lassen. Auch ohne das nächste Genie werden zu wollen, darf man zeigen, dass man selbst und seine Bedürfnisse existiert. Auch ohne Dali oder Van Gogh werden zu wollen darf man malen und auch ohne Hannah Arendt zu sein, darf man seine Meinung äußern. Man muss nur den Gegenwind aushalten, und das schafft man am besten mit Ignoranz. Nachbarn sind nicht perfekt, Mitbewohner sind nicht perfekt, Kollegen sind nicht perfekt. Man muss wieder Toleranz lernen. Ich meine nicht Anpassung. Nein ich meine Toleranz. Mein Nachbar stinkt, ok, ich lüfte mehr bei mir. Mein Kollege hat andere Ideen, ok, ich lass ihn machen, jemand hat eine andere Meinung, dann wird diskutiert und anschließend sollte ein Friedensbier getrunken. Warum sollen alle gleich sein? Warum soll alles so reibungslos laufen? Warum muss immer bei dem mächtigeren Menschen gepetzt werden, damit

dann der meinen Willen durchsetzt. Ordnung, Sauberkeit, Ruhe. Die Dreieinigkeit des Spießers. Der merkt gar nicht, wie er sich selbst und anderen das Leben aushaucht. Aber mein Leben war noch stark und es sang, durch die Wände unseres Blocks, der 6 Stockwerke hoch und 6 Eingänge breit war hindurch und schrie ich habe Bock, ich will mehr, ich bin da und die Welt wartet auf mich.

Hunsrück, Schwimmen lernen, Jugend

„Jaja...“

„Haha“.

So ging es seit Kurzem. Wir durften jetzt in die Wirtschaft, in die Gastro. Es war immer lustig. Wir saßen zusammen, es waren immer noch wir drei, es ging in der Kindheit nichts zwischen uns, und in der Jugend erst recht nichts. Die Kneipe war unser Ort. Mein Vater saß still im Nebenraum, er redete nicht, warum auch, er hat alles gesagt, was er hätte sagen können, der Rest ist ertrunken, im Glas. Wir arbeiteten jetzt alle, ich in einem Hotel. Wenn man das den Leuten sagte, fragen sie gleich: ach ja, dann lernst du ja viele Menschen kennen? Nein, so war

es nicht. Ich putzte die Zimmer. Die Leute waren weg, erst dann ging ich rein, bezog die Betten, putzte das Bad, saugte den Teppich, brachte die Zahnputzgläser zum Spülen, schaute dass der Vorhang nach Ende des Putzens zugezogen war und der Müll wurde mit rausgenommen. Es war eine gute Arbeit. Oder was heißt gut, es war das, was ich machen konnte. In der Schule war ich keine Leuchte. Das hat mich nie gestört, auch wenn meine Mutter bei jedem Zeugnis zuschlug. Aber es ist wie es ist. Ich bin keine Frau Professor. In der Schule hatten sie mir das Schmetterlingsmalen im Unterricht schnell abgewöhnt. Ich sollte besser aufpassen. Es fiel mir schwer, das Lernen. Hatte Probleme mich hineinzusetzen in Bücher, in das Lernen von irgendwelchen Sachen. Am schlimmsten war Mathe. Die ersten Klassen ging es noch, aber dann ab der 6. wusste ich nicht mehr, was das sollte. Die Lehrer gaben mich schnell auf. Und ich sie auch, ich war die Schwererziehbare, mit dem schwierigen Elternhaus. Vater Trinker, Mutter Schweigerin. Nachdem man versucht hatte sie in den unteren Klassen mehrmals zu kontaktieren, saß ich irgendwann ohne meine Eltern regelmäßig in dem Zimmer des Direktors. Das war der

Preis für den Respekt, den wir uns in der Schule verschafft hatten, niemand schlug so hart zu wie wir. Das ging gut, bis dann halt der biologische Unterschied zwischen Jungen und Mädchen zu tragen kam, und wir waren nun mal zwei Mädchen und ein halbes. Aber in der Zeit der Pubertät kannten wir dann die anderen Waffen, wussten dass ein Lippenstift mehr bewirken kann als ein Schlag ins Gesicht. Komischerweise verfiel der Lippenstift am meisten bei den Jungs, die vor Jahren, die meiste Prügel von uns bezogen hatten. Wir verbrachten Stunden bei meinen beiden Freunden und schminkten uns. Schön, so fanden wir es zumindest. Am Anfang probierten wir, bis wir unseren Stil hatten. Meiner war roter Lippenstifts Hannelores war brauner und Andreas... naja, wir erwischten ihn einmal, wie er Lidschatten probierte, es sah lustig aus. Blau und glänzend, überhaupt Glitter... Wir beschmierten uns mit Glitter auf den Lidern, den Wangen, rund um den Mund. Es machte Spaß, es war immer wie ein Ausbrechen aus diesem dunklen Mist, dieser Kälte, diesem Grau, dem Schlamm. Sie hatten unseren Festplatz neu gebaut, in der Kreisstadt. Danach sah er noch schlimmer aus als vorher. Wir träumten davon, wegzukönnen, raus aus dem Grau,

raus aus dem Hier, aber es waren eben Träume. Kinder lieben ihre Heimat, Jugendliche hassen sie. Und unser Leben bestand aus ständiger Kälte und Nässe, Pfützen auf den Wegen, Pfützen auf den Plätzen, Pfützen daheim auf dem Hof. Selbst wenn wir gewollt hätten, hätten wir hier gar nichts anpflanzen und schöner machen können, es wäre alles vergammelt. Sonne, was ist das? Ich hatte ein Plakat in meinem Zimmer, Strand, Palmen und Sonne. Auf Mallorca sollte es so sein. Da wollte ich gerne hin. Im Allgemeinen wollte ich überall hin, die Welt sehen, alles anschauen, es konnte ja nicht überall so ätzend sein, wie hier. Der Winter war jedes Jahr noch trostloser als der Sommer. Es gab hier keinen warmen Platz, außer der Kneipe. Sogar zu Hause war es kalt. Der Ofen schafft es nicht Wärme in die Stube zu bringen und in der Schlafstube war es eh immer kalt, genauso wie die Menschen. Menschen sind wie das Klima, in dem sie leben. Das hat mir später im Leben mal jemand gesagt. Emotionale Kälte. Im Grau der Stadt, im Kackbraun der Dörfer. Wir hassten es hier. Wir hassten die Schule, wo man uns nichts beibrachte, außer dass wir stillsitzen sollen. Aber unsere kindliche Verschüchterung hatte in der Jugend Gier auf Leben Platz gemacht. Wir wollten

auch etwas, und wir wussten, dass wir es uns nehmen müssten, sonst würden wir warten und nichts würde passieren. Also machten wir uns hübsch, in tausend Farben. Wir bemalten, uns im Gesicht, dass kein Platz mehr war, für die langweilige Tristesse, für das Grau und Kackbraun des Hunsrücks. So gingen wir als wir volljährig waren in die Schenke, so gingen wir zu Festen, Partys. Die Jungs standen um uns, wir lachten... nicht mehr... wollten auch gar nicht mehr. sie brachten uns Getränke, brachten uns ein paar Nüsse. Und wir lachten. Warum auch nicht? Warum sollten sie uns nicht etwas Gutes vorbeibringen? Andreas lachte auch. Ihm wollte aber niemand etwas bringen, aber warum auch? Niemand sah in ihm das, was heute selbstverständlich ist. Er verschwieg es auch. Jahre später erfuhr ich, dass es für andere aber offensichtlich war, und er Jahre mit anderen Männern das tat, was die jungen Männer, die uns Getränke brachten, nur zu gerne mit uns gemacht hätten. Aber mein Mädels und ich, wir verstanden das nicht. Ein bisschen Unschuld war noch in uns drin, nach all den Schlägen, all der Kälte und all dem immer wieder gleichen schrecklichen Alltag. Wir waren jung. Jugendliche. Für uns war es selbstverständlich, dass die Zukunft auf uns wartet, dass sie uns mit offenen

Armen umfängt. Der Dreck des Lebens sollte nicht sichtbar sein, er war weggewaschen, wir wollten nun den Zucker des Lebens, denn der stand uns wie jedem anderen zu. Hatten keine Vorstellung davon, wie wir ihn bekommen könnten den Zucker des Lebens, hatten keine Ahnung wo und wie er auf uns wartete, keine Ahnung wie es woanders aussehen könnte, waren nicht mal neugierig, nein nur gierig. Das Leben aufsaugen, das Glück in uns hineinplatzen lassen, hungrig auf alles, was es uns bieten könnte. Lebenshunger ist Glück, welches noch mehr Glück anzieht. Das Meer des Glücks. Und das Meer sollte fantastisch sein, zum Tanzen, Party machen. Wir wollten nicht die Tristess des grauen Alltags, nein wir wollten die Nacht durchfeiern, in Städten, wo die ganze Nacht die Lichter brannten, wo getanzt wurde, abends und tagsüber, man den ersten Wein zum Frühstück trank und Sangria in Kübeln getrunken wurde. Wo gibt es das? Bestimmt nicht hier im Wald. Mittlerweile hasste ich den Wald. Ein Baum wie der andere, Reih und Glied, so wie die Menschen hier. Sie stehen hier in Reih und Glied, bewegen sich nicht, bis sie eines Tages vom Wind des Lebens weggefedt werden, weil sie alt sind und morsch, ihren Saft und ihre Kraft verloren haben und nichts auch

gar nichts anderes gesehen haben als ihren kleinen Baumradius, wo sie nicht herausgekommen sind, wo sie standen, einer neben dem anderen, gelebt, um zu stehen, gelebt als ein Teil des unbeweglichen Ganzen. Neulich haben wir uns unterhalten, über Soldaten. Die mögen sie hier gern in der Gegend. Bringen Geld, haben Geld. Deutsche Soldaten hatten früher kein Geld, zumindest mein Vater nicht. Ich hatte mit den Amis hier wenig zu tun. Wir blieben unter uns, in unserer Schule waren ihre Kinder nicht und im Wald sowieso nicht. Sie kamen ab und zu in unsere Stadt in die Kneipen. Der Gastwirt liebte sie, klar denn sie tranken viel. Anders erträgt man den Hunsrück auch nicht. Ich verstand nie, wie man freiwillig hierkommen kann. Aber man musste ihnen auch zugestehen, dass sie ja nicht freiwillig kamen, sie machten nur das Beste draus. Und dazu gehört hier eben das Trinken. Die gängigste Form des Feierns in Deutschland. Trinken kann man immer, in jedem Gasthaus, in jeder Kneipe, in jeder Bar. Dann ein bisschen Musik, dann singt man aber tanzt nicht, fertig ist das Fest. Was niemals auf einer Party fehlen darf, sind die mit Hochprozentigem gefüllten Flaschen, wenn es geht billig. Der Rest passiert von allein. So kommt man hier raus, es

ist hier eine Möglichkeit etwas zu erleben, raus aus dem immer grauen und scheißbraunen Dreck. Also fingen wir an zu trinken. Mit 18 durften wir. Wir hatten unser eigenes Geld, ich verdiente es im Hotel, mein Freund im Einkaufsmarkt und meine Freundin in den Wäscherei. Wir lebten gut von unserem Geld. Wir brauchten nicht viel. Meine Mutter bekam es mit, dass wir in die Kneipe gingen, aber sie sagte nichts. Sie hatte seit ich arbeitete aufgehört mich zu schlagen. Ich brachte Lohn heim, das half ihr. Wir fanden so ein Abkommen, wie wir miteinander leben konnten. Mein Bruder war bei einem Kfz - Meister in die Lehre gegangen. Er fand es immer gut zu schrauben, an seinem Motorrad. Auf einmal kaufte jeder ein Auto, auf einmal hatte jeder Geld für ein Auto, also mussten viele auch repariert werden. Die Kfz-Werkstatt verdiente sich eine goldene Nase. Und vor allem die Amis kamen, sie, die Autofahrer. Mein Bruder freundete sich mit ihnen an. Lernte Englisch. Lernte seinen Beruf. Lernte, dass das Leben Spaß macht. Er ging vollkommen auf in seiner Aufgabe, er lief abends noch gern in seiner Kfz - Hose rum. Man kannte ihn bald in der ganzen Gegend, denn er konnte das, was er lernte schnell anwenden. Er reparierte schnell, gut und sein Meister war

günstig. Der wusste, was er an ihm hatte. Mein Bruder, der die Sonnenseite des Lebens liebte, fand ein Mädel, dann ein anderes, dann wieder ein anderes. Wir dachten immer bei jeder, dass sie bleiben würde... Aber dafür war er zu jung, zu gierig. Meine Mutter sagte nichts dazu. Aber mein Vater wurde eines Tages wütend. Er war betrunken, eigentlich verstand er nicht mehr viel von der Welt, die um ihn herum existierte, er vegetierte an der Theke, als Schatten seiner selbst. Irgendjemand muss ihn angesprochen haben, was sein Sohn so treibe, schließlich sei seine letzte Verfllossene nicht irgendeine, sondern die Tochter von einem Stadtrat. Denke sein Sohn der Ort sei ein Bordell, wo er die Mädchen so durchwechseln könne? Sie müssen meinen Vater an der Theke ganz schön in die Mangel genommen haben. Der arme Tropf dachte, dass er etwas unternehmen müsse. Schließlich sei er ja noch der Mann im Haus. Ich weiß nicht, warum Männer nicht wissen, wann ihre Zeit vorbei ist. Dass sie nichts mehr zu melden haben. Aber eigentlich wusste er es. Vielleicht war es wieder die Angst nicht mehr zu seiner Theke gehen zu können, aber er schimpfte daheim. Mein Bruder, der ja immer die Ruhe selbst war, versuchte ihn zu beruhigen und da geschah

es, mein Vater schlug zu. Er hatte kaum noch Kraft, man kann es nicht einmal wirklich als schlagen bezeichnen, aber die Intension war klar, er wollte meinen Bruder züchtigen. Ihm flossen die Tränen aus den Augen, er zappelte wie ein Hampelmann und mit seiner wenigen Kraft schlug er und rief: Du machst mir keine Schande. Es war das erste Mal, dass mein Vater seine Hand erhob, nach all den Jahren mit meiner Mutter. Mein Bruder war erwachsen, hatte einen Beruf, brachte Geld heim, stand auf eigenen Füßen. Er war fassungslos, wir alle waren es. In seinen Augen sah man ein Mischmasch aus Mitleid mit diesem Männchen und Hass, dass er es wagte diesen von allen geliebten, jungen und starken Mann zu schlagen.

„Du machst dich lächerlich.“

„Das ist mein Haus. Meins! Und wenn du nicht tust, was ich sage, dann...!“

Seine Säuferstimme war heiser, leise, er versuchte zu schreien, aber selbst das kann ein Kaputter nicht mehr. Hob seine Hand immer wieder.

Mein Bruder sagte nichts, im Gegenteil, er packte seine Sachen. Ohne ein Wort. Niemand sagte mehr ein Wort.

Meine Mutter atmete schwer, starrte auf den Boden. Ich atmete schwer, aber ich konnte nichts sagen. Mein Vater setzte sich auf die Küchenbank, mit den schäbigen Kissen. Starrte ins Leere. Zitterte um die Mundwinkel. Mein Bruder nahm seinen kleinen Rucksack, setzte sich auf sein Motorrad und fuhr fort. Es war still. Mein Vater stand auf, zog seine Jacke an und öffnete die Tür. Es war klar, wo er jetzt hingehen würde. Die Tür fiel ins Schloss und meine Mutter und ich saßen noch lange, in der Küche, ohne ein Wort, bis ich zu meiner Schicht ins Hotel musste. Wir hörten nie wieder von meinem Bruder. Wir wussten, dass er zuerst bei seinem Meister untergekommen war. Dann war er auch da weg. Auf und davon. Die Bäume kennen vielleicht sein Geheimnis, wo er hingegangen ist, wie er lebt, ob er glücklich geworden ist, glücklich geblieben ist. Ob er eine Frau hat? Kinder? Ob er eine eigene Werkstatt hat? Oder ist er auch ein Kneipengänger geworden? Ist er tot? Lebt er am Limit, oder hat er Möglichkeiten? Hat er noch Träume, hat er sich Träume erfüllt, oder ist ihm alles egal? Hat das Leben ihn fertig gemacht, oder hat er es genossen? Vielleicht wissen es die Bäume? Aber nein, selbst die sind ja nur Soldaten, Holz zum Verheizen, egal was in ihnen steckt,

gefällt in ihrer Blütezeit mit einem einzigen Zweck, Menschen zu dienen, von denen es klar ist, denn niemand ist das, dass sie es nicht wert sind, sich für sie zu opfern. Wäre das Leben besser, wenn wir alle Holz wären? Oder sind wir das nicht schon längst? Leben wir, oder lassen wir uns zu für anderer Leben verarbeiten? Was bedeutet es: Leben? Bedeutet Leben mehr zu wollen, Hunger und Gier zu haben, oder bescheiden den Antlitz einer Blume zu genießen? Sollen wir zufrieden sein, oder sollen wir kämpfen? Brauchen wir Illusionen, oder müssen wir einfach nur lernen mit der Realität klarzukommen? Sollen wir schreien vor Glück, oder ruhig sein, ertragen und uns am Kleinen freuen? Sollen wir hoffen, oder ist das das größte Übel, sollen wir aus unseren Fehlern lernen, oder heißt dieses Lernen dann doch aufgeben? Sollen wir das, was uns wichtig ist verlieren, uns dem Allgemeinen anpassen oder auf unseren Einstellungen beharren, stur, aber authentisch? Sollen wir um jeden Preis den Frieden, Leben retten wollen, oder gibt es doch etwas, wofür es sich lohnt das eigene Leben zu riskieren und zu sterben? Und wenn dann alles vorbei ist, und wir das Licht des Lebens verlieren, wofür dann das Ganze? Was war es dann, das

gute Leben? Wenn man gelernt hat, seine Zeit genutzt hat und tätig war oder wenn man glücklich war, oder absolut nichts getan hat, sich ausgeruht hat? Und ist es nicht eigentlich auch egal, denn was nun im Endeffekt Sinn macht, wofür dieses Leben ist, werden wir eh nie verstehen. Was unser Leben ist. Schnell mal ausgelöscht, für jemand anderes. Mein Bruder war also weg. Und es lief weiter wie bisher, nur eben ohne ihn. Mein Vater lief langsamer zur Kneipe, er hatte Probleme zu laufen, einen Schritt vor den anderen zu setzen. Jeden Tag ging er aber weiterhin zu seiner Theke. Im Laufe der nächsten Zeit, wich sein früherer Gesichtsausdruck immer mehr einem dementen Lächeln. Wie ein kleiner Junge, der sich an einer Zuckerschnecke erfreut. Lächelte, und kurz darauf sabberte er. Hinterließ seine Spur auf dem Weg zur Kneipe und zurück. Jeden Tag ein bisschen mehr oder weniger. Mein Vater war nicht mehr da. Er hatte so eine Angst durch meinen Bruder ins Gerede zu kommen, aber wie er sich selbst gab, sich selbst behandelte und sich selbst vor den Augen der ganzen Stadt zerstörte, war ihm egal. Und allen anderen war es auch egal. Wer auch immer denkt in den Dörfern hält man zusammen, war noch nie auf einem Dorf. Dort

hält man immer nur kurz zusammen, wenn es darum geht auf einem anderen, der als Feind für einen allein zu stark wäre, rumzuhacken. Dann wird gelacht, alle haben ihren Spaß und im nächsten Moment ist der nächste dran. Bis auch der geschlagen ist. Im Dorf kommt es nicht auf Zusammenhalt an, sondern nur darauf, dass man nicht auffällt. Jede Abweichung führt zu Misshmut. So auch wir drei. Wir drei Lustigen. Wir tranken in der Öffentlichkeit, immer wir drei. Lachten, lachten. Die Getränke kosteten nicht viel und wir waren selig, wir drei, wir brauchten gar niemanden. Schon allein das führte zu Anstoß, drei junge Leute, noch dazu zwei junge Mädchen, die niemanden brauchten... Nein das geht doch nicht. Noch dazu der Junge, der dabei ist, fischt in anderen Gewässern. Das merkt man. Was wollen die in der Kneipe? Das ist anstößig. Die Mädchen trinken einfach Bier, was nicht mal ein Glas Wein...? Gegen ab und zu an einem Glas Wein wäre ja nichts zu sagen. Aber dann sollte doch schon ein Mann dabei sein. Der kann ja Bier trinken. Aber Frauen! Junge Frauen. Nein das geht doch nicht. Ich habe gehört, dass sie auch Schnaps trinken, hartes Zeug. Ja da müssen wir mal mit dem Kneipier reden, das geht doch alles nicht. Nein, wir sind hier anständige Leute. - Aber es

war uns egal. Im Gegenteil, wenn wir sahen, dass sie uns mit Blicken versuchen zu töten, die doch so anständigen Leute, lachten wir noch mehr. Es war wie in der Schule, als sie alle versuchten uns zu bekämpfen. Aber sie kamen damals nicht durch und jetzt auch nicht. Nein, niemand zerstört die Freunde fürs Leben, niemand. Außer das Leben selbst. Wir führten alle drei ein zufriedenes Dasein, natürlich träumten wir von der großen weiten Welt und wir sparten, auf einen Urlaub. Freuten uns so darauf. Dachte ich zumindest. Bis wir uns wie seit Jahren nicht mehr, mal wieder im Wald, spazieren gehen wollten, zu unserer alten Lichtung. Alle drei saßen wir da. Rauchten Zigaretten.

„Wir fahren morgen.“

„Was meinst du mit wir, und was wohin?“

„Wir gehen von hier weg.“

„Was?“

„Mein Gott, tu doch nicht so doof. Wir gehen.“

Herzrasen, Zuschnüren der Kehle. Kann das sein?

„Wohin?“

„Nach Köln.“

„Wieso?“

„Sei doch nicht so doof, hier ist doch nichts. Willst du ewig so weiter machen. Das Einzige, was wir hier machen können, ist in dieser langweiligen Dorfkneipe zu sitzen. Wir wollen nicht so enden wie dein Alter.“

„Das ist doch was ganz anderes. Wir haben doch uns. Warum habt ihr mir nichts gesagt? Warum jetzt? Wieso...? Wieso ohne mich? Warum habt ihr mir nichts gesagt?“

„Du hast recht, sie ist echt so blöd.“

Blöd? Das denken die über mich?

„Komm, wir hatten eine schöne Zeit, aber alles endet irgendwann.“

Nach allem. Ohne ein Wort. Ohne Vorwarnung. Wie lange haben sie darüber nachgedacht? Wie lange gespart, geplant?

„Ja.“

Das ja kam automatisch. Ich sagte nichts mehr, stand auf, ging.

„Jetzt sei doch nicht so bescheuert. Was sollen wir denn hier? Vergammeln, bis wir nicht mehr können? Schau dir diese Scheiße hier doch an!“

Das riefen sie mir hinterher.

Und mir geht es hier gut, oder was? Glauben die mir gefällt es hier, in diesem scheiß Hof, in diesem scheiß Kaff, mit meinen Eltern? Sie... Schlimmer, als dass sie gingen, war dass sie ohne mich gingen. Ohne mich gefragt zu haben, ob ich mitkommen wolle. Es nicht mal Betracht gezogen hatten. Wir teilten doch alles miteinander. Alles! Das dachte ich. Alles...? So war es nicht. Mein Kopf. Es schwirrt. Wieso? Wieso sind die... ? Ich kenne sie nicht. Habe sie nie gekannt.

„Ihr scheiß Arschlöcher!“

Sie warfen sich einen wissenden Blick zu.

Damit wurde es mir klar. Konnte wieder meine Gedanken sortieren. Es waren sie zwei, die Geschwister, und ich. Nicht wir drei. Es gab nie ein drei, nein es war ein zwei und

eins. Sie und ich. Kein wir. Wir drei, nichts dazwischen? Das dachte anscheinend nur ich. Wie konnte ich mich so täuschen? Wie konnte ich denken, ich bedeute ihnen etwas, wäre wichtig für sie? Wie konnte ich nur glauben, dass wir die eigentliche Familie seien, dass wir aufeinander aufpassen würden? Wie konnte ich? Wie konnte ich? Ich Blöde! Ich Blöde! Nein, weg, weg, weg. So sagte ich in einem eisigen Ton, den ich das erste Mal von mir hörte:

„Ich bin fertig mit euch.“

Kurzes Nicken von ihnen.

Dann ging ich. Heim. Zu meiner Mutter. Meinem besoffenen Vater. Wo alles war wie immer. Meine Mutter fragte nichts, mein Vater bemerkte nichts. Die Bäume rauschten um unseren Hof, der Wind pfiff durch, der Kessel auf dem Ofen pfiff, der Wind pfiff durch die Tür, die Hühner auf dem Hof versteckten sich in wärmeren Ecken, Regen zog auf, er würde wie immer Pfützen hinterlassen, wie immer Matsch da lassen, ich würde mit meinen Straßenschuhen durchlaufen, auf das Fahrrad steigen und zum Hotel fahren und dort die Zimmer reinigen,

würde wieder danach in die Kneipe gehen, auf ein Feierabendbier, mich hübsch machen und Spaß haben, jawoll, Spaß, mir würde es gut gehen. Scheiß auf sie, sollen sie doch sehen, wie es in Köln wird. Da werden sie sehen, wer blöd ist, ich bin es nicht.

„Wann gehst du morgen zur Arbeit?“

Schweigen.

„Bring danach noch Brot mit.“

Muss die mich jetzt mit so einem Scheiß belatschern?

Ich nickte.

Sagte es und trank den Tee. Pfefferminze. Starrte in ihre Tasse. Kein einziger Nerv in ihrem Gesicht zuckte. Aber ich wusste, sie wusste, dass etwas in mir kaputt gegangen war. Und sie ging zur Tagesordnung über. Alte Frauen und ihr Hass. Selbst auf die Töchter. Freude am Leid, denn das ist nun mal das Leben. Nicht wahr? Opfer. Was ist nur falsch mit mir, dass ich ausgerechnet nicht damit klarkomme? Jetzt kamen sie doch die Tränen, stiegen hoch, aber ich besiegte sie, durch das Schweigen. Hätte mich jemand gefragt, wie es mir gehe,

dann hätten die Tränen gewonnen. Aber ich kämpfte sie durch das Schweigen weg. Es war das erste Mal im Leben, dass ich Schweigen zu schätzen wusste. In Zeiten der Schwäche, der absoluten Verzagtheit, des Eingestehens des Scheiterns und dem Verzweifeln daran, kann man bloß schweigen, denn jedes ehrliche Wort, was auch nur im Ansatz mit dem Problem zu tun hat, würde einen in einem Strom von Tränen zusammenbrechen lassen. Dann lieber die Mauer des Schweigens. Sie stabilisiert, nur sie lässt einen überleben. Verstecken des Schmerzes. Bis niemand ihn mehr sieht. Bis man selbst glaubt, dass er nie da war. Selbstbetrug, Lüge vor anderen, bis sie es glauben, dann glaubst du es auch. Lächele und lüge. Wenn man nach dem Schock, nach dem Kampf mit den Tränen aus dem eigenen Mund, die erste lächelnde Lüge kommt, dann hat man es geschafft. Dann weiß man, dass man wieder funktionieren kann. Aber die wenigsten schaffen diese Leistung, deswegen bleibt bloß, um das Gesicht zu wahren, zu schweigen. Ich konnte nicht vor meiner harten und brutalen Mutter zusammenbrechen, und auch nicht um Hilfe rufen, und erst recht nicht vor dem Haufen menschlichen Überbleibsel meines Vaters. Konnte aber auch nicht

aufstehen, konnte nicht lügen, brauchte nur Ruhe. Meine Mutter wusste das, jeder weiß das, ohne es in Worte fassen zu können, und doch fragte sie nach Brot. Sie hätte nicht deutlicher sagen können, dass ich von ihr keine Hilfe erwarten kann, dass ich auf mich selbst gestellt bin, sie es nicht berührt, sie nicht teilhaben will, an dem was ich bin. Ich bin der Mensch, den sie nicht wollte, nie, sie wollte dieses Leben nicht, aber sah es als ihre einzige Möglichkeit des Lebens an. Sie hasste diesen Hof, sie legte keinen Wert auf meinen Vater, auf mich und selbst meinen Bruder. Und jetzt war sie der einzige Mensch, mit dem ich noch Kontakt haben konnte. Ich ging zur Arbeit. Ging heim. Ging zur Arbeit. Ging heim. Bis zum Wochenende, haute mir Schminke ins Gesicht, ging in die Kneipe. Trank, starrte, suchte mit meinen Augen in jedem Winkel nach Menschen zum Reden, saß allein am Tisch. Wurde nervöser, trank mehr, fühlte mich gestresst, der Alkohol half. Versuchte zu lächeln, schließlich setzt sich keiner gerne zu einem Trauerkloß. Trank, rief in die Runde, versuchte anderen zuzuprosten, spuckte mehr als ich redete, während ich durch das ganze Lokal brüllte. Ging auf Toilette, sah in den Spiegel und sah ein Gesicht, mit verschwommener Schminke, mit kleinen roten Augen,

alles andere als hübsch. Ging raus, setzte mich und war so versessen darauf, dass ich Spaß haben werde, dass ich mich darum auch anstrengte. Sah die angewiderten Gesichtsausdrücke der alten Säcke, und da auf einmal blitzte bei dem ein oder anderen Geilheit auf. Sollte ich heim? Heim zu meiner Mutter? Nein. Dann lieber noch Bier. Eins nach dem anderen. Haha, schaut mich an ihr blöden Ärsche, ich trinke! Mehr als ein Glas Rotwein! Ich trinke bis zum Umfallen. Haha. Noch eins. Bis ich nicht mehr weiß, wie ich heiße. Vollgetankt ging ich heim. Meine Mutter war in ihrem Zimmer, egal, die Kuh war mir egal, ich fiel ins Bett, schlief, weg, die Schwere des Alkohols ließ mich immer sofort einschlafen, kein Weinen, kein Denken, nein es hatte klick gemacht. Nach Wochen diesen Rituals, wachte ich mitten in der Nacht auf, irgendetwas war anders. Mir war schlecht, ich rannte zur Toilette und kotzte raus, alles drehte sich, schwindelig überall in meinem Kopf. Alles, was ich wollte, war, dass dies aufhört. Legte mich ins Bett zurück und konnte nicht mehr einschlafen. Lag wach, aber ohne zu denken, nur im Kreis des Schwindels. Am nächsten Morgen ging ich in die Küche zum Frühstück. Niemand redete. Mein Vater lächelte sein liebes Lächeln, meine Mutter trank Kaffee.

Ich ging zur Arbeit.

Ging gut, besser als ich dachte.

Soll ich heute Abend wieder in die Kneipe? Nee erst einmal schlafen, ausruhen. Ging runter zur Rezeption, um ihnen mitzuteilen, dass ich fertig war.

„Meine Liebe, wenn du wieder kommst und dabei als Schnapsleiche stinkst brauchst du gar nicht mehr arbeiten, dann kannst du gehen. Überleg dir, was du willst, das ist deine Entscheidung.“

Ich ging raus. Es war noch hell, also ging ich in den Wald, zu unserer Lichtung. Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Aber langsam wurde es dann doch wieder hell, dachte nach. Klar es war hart, was er gesagt hat, und er kriegt sofort wieder eine Neue. Niemand von den reichen Säcken möchte in einem Hotel eine zerfallene Schabracke sehen. Aber war es schon so weit, dass ich ... dass ich eine Kaputte geworden bin? So wie mein Vater? War ich wie er? Und wenn ich nicht mehr in die Kneipe gehen würde, würde ich dann wie meine Mutter werden? Bitter, auf dem Hof? Alles kalt, innen und außen? Mein Schicksal, arbeiten, heim, arbeiten, heim, arbeiten,

heim... Ist das alles, was ich erwarten kann? Heim, arbeiten, heim? Immer wieder? Ich rollte mich zur Seite. Warum sind sie weg? Ich dachte wir wären unzertrennlich. Ich verstehe das nicht. Nein ich verstehe das nicht. Und dann liefen sie doch, die Tränen, leise und viel. Hier durfte ich weinen, hier war niemand außer mir, hier war ich allein, allein im Wald, der einzige Platz, wo ich mich nicht verstellen musste, und im Rausch der Bäume im Säuseln wurde mir klar, dass ich noch nicht am Ende war. Das es noch weiter geht. Dass ich nicht auf dem Hof bleiben musste, dass ich mir eine eigene Wohnung nehmen kann, ich verdiene, ich habe Geld, für eine kleine Wohnung reicht es. Nein, in dieser Kälte, die von diesen Menschen ausgeht, muss ich nicht bleiben. Eine eigene Wohnung, die ich mir einrichte, wie ich will, mit einem Bett mit weißer Bettwäsche, und Vorhängen in Rosa, und Tassen mit Blümchen, einem kleinen Wohnzimmer, mit einem Fernseher und einem Radio. Und einer Küche, mit Ofen, Kühlschrank, einem kleinen Tisch, um zu essen, mit Servietten, ja ich werde bei jedem Essen Servietten benutzen, bei meinem schönen Porzellan. In meinem Ofen werde ich Kuchen backen, oder Aufläufe... Und kleine Teekannen kaufen. Runde, bauchige, bunte.

Vielleicht suche ich mir dann andere Freunde. Es gibt viele Menschen, es müssen nicht die beiden sein. Andere sind auch nett. Vielleicht gehe ich mal ins Kino. Das ist nicht weit weg, und ich kaufe mir ein Auto. Haben die meisten heute. Warum also ich nicht auch? Das wäre doch gut. Mal was Schönes. Nicht dieser Matsch und Dreck vom Hof. Ich werde es mir schön machen. Beschloss es, lag noch ein wenig in der Lichtung. Nahm die Sonne wahr, die mein Gesicht wärmte. Auf einmal erschien mir nicht mehr alles dreckig und kalt, nein ich hatte eine kleine Tür entdeckt. Und wollte durchgehen. Später ging ich im Frieden mit mir heim. Als ich bei meiner Mutter ankam, sagte ich nichts, was auch, aber der Entschluss stand. Gleich morgen würde ich mir eine Zeitung mit Wohnungsanzeigen besorgen. Und mir dann ein schönes Leben machen.

Block, dazwischen beim Entdecken der Jugend

Auf einmal war an jeder Ecke eine Würstchenbude. Auf einmal waren die Straßen zur Müllabholung über und über mit alten Möbeln bestückt. Jeder wollte Neues, jeder wollte etwas Besseres. Man ging nicht mehr in die Kaufhalle einkaufen, nein man fuhr in den Westen, war

zwar eine Fahrt von zwei Stunden, aber da gab es den guten Joghurt, und die gute Schokolade. Die Kaufhalle stellte zwar ihre Produkte um, aber das meiste war eben DDR-Zeugs, und das wollte eben keiner mehr. Was das den Leuten brachte, sahen sie dann ein bis zwei Jahre später, als auf einmal keiner mehr Arbeit hatte. Sicher, die bösen Westdeutschen haben viel kaputt gemacht, an konkurrenzfähigen Betrieben, aber die lieben Ostdeutschen hatten auch ihren Anteil dran. Wir haben alle auf einmal nur noch Westprodukte gewollt und dementsprechend gekauft. Woran man wieder sieht, nichts ist schwarz-weiß, auch keine Ost- und Westdeutschen. Heute kann man sagen sie sind nicht zusammengewachsen, diese beiden Teile Deutschlands, jeder realistisch sehende Mensch sieht das. Die Osis fühlen sich von den Wessis betrogen, und die Wessis denken der Osten liegt ihnen auf der Tasche. Im Westen war man reicher, vor dem Mauerfall, sie waren gut abgesichert, kannten keine Probleme, wie heutzutage, wo man überall nur hört, dass kein Geld da ist. Und auf einmal kamen die Osis, wollten Rente. Die haben doch nie eingezahlt...? Dann rannten sie durch die Supermärkte und kauften jeden billigen Scheiß. Und

dann dieser Dialekt. Und die sind alle schlank, hatten die nichts zu essen? Die Amis ziehen ab, was? Kann doch nicht sein, was soll aus uns werden? Die kaufen doch immer bei uns ein, gehen aus, zahlen gute Miete, kaufen Häuser... Und jetzt nicht mehr? Was soll aus uns werden? Die Nato schließt Standorte...? Aber die guten zahlenden Soldaten, unsere guten Kunden? Nein, nein, nein, diese Osis sollen wegbleiben. Wir sollen jetzt alles für die bezahlen? Die arbeiten ja nicht mal richtig, sitzen nur auf ihrem Arsch und machen nichts. Schon allein die Verkäufer, die hassen zu bedienen, meckern die Kunden nur an. Das liebste Schimpfwort der Osis: der letzte Kunde. Die werden sich noch umschauen!

Die Osis dachten am Anfang noch heile Welt, dachten die Welt eröffnet sich, aber leider nein. Die Wessis wissen immer alles besser, denken die wir sind doof? Haben schließlich auch wir hier gearbeitet und davon gelebt. Bei uns gab es auch Schokolade, und wir hatten wenigstens Zusammenhalt. Jetzt überhaupt nicht mehr.

Die Mauer ist gefallen und auf einmal wurden Menschen aufeinander losgelassen. Menschen, die sich entfremden haben lassen, wie immer durch die Politik

und die es nicht schafften zusammenzukommen, weil Geld und eigenes Konsumieren wichtiger waren. Aber warum sollten sie auch zusammenwachsen? Kein Land schafft es sich zu verbrüdern. Andersartigkeit wird gehasst, wer ist denn schon offen für Fremdes? Alles Fremde wird weggestoßen, selbst im Urlaub möchten die Leute nur die Bestätigung finden, dass daheim eben doch alles besser ist. Die Ethnien anderer Länder sollten dankbar sein, dass man Geld bringe. Aber wer interessiert sich schon für Neues oder Fremdes, wer möchte sich mit etwas verbrüdern, das anders ist? Selbst beim Lesen von Büchern und Schauen von Filmen wollen die meisten Menschen sich nur selbst wieder finden, das nennt man dann Identifikation. Und das Problem bei den Ost- und Westdeutschen: sie sind grundverschieden. Sie nennen sich beide Deutsche und reden beide Deutsch, aber sie verstehen sich nicht. Sie reden die gleichen Worte und verstehen alles aneinander vorbei. Sie denken bei ein und demselben gesprochenen Satz in zwei gegensätzliche Richtungen. Das Problem ist nicht die Sprache, sondern was die Menschen daraus machen. Sprache sollte als Informationsaustausch gelten, aber die Intension, die der Ostdeutsche vom Westdeutschen

erwartet, sind konträr mit dem, was er meint. Der Westdeutsche kann sagen, was er will zu einem Ostdeutschen, der Ostdeutsche wird es immer negativ verstehen. Ein Kompliment wird zur Beleidigung, ohne dass das gewollt war. Der Ostdeutsche fühlt sich chronisch gemobbt und unverstanden vom bösen Westdeutschen, der nicht sensibel auf ihn eingeht. Aber der Westdeutsche hat eben andere Probleme, fühlt sich für den Ostdeutschen nicht verantwortlich. Möchte sich eben um andere Dinge kümmern, als um die ständige Jammerei und Glorifizieren der Vergangenheit. Der Ostdeutsche definiert sich über die kollektive Vergangenheit, der Westdeutsche darüber was er als Individuum erreicht hat. Die Opfer gegen die Individualisten. Man hat sich so hassen gelernt. Ist enttäuscht, von dem was gekommen ist, fühlt sich verarscht, immer noch. Der Wendeschock hat nie aufgehört. Die negative Brille ist festgewachsen, die Ostdeutschen sind die Opfer des bösen Westens, sie werden und wurden nur ausgenutzt, haben sich im bösen Kapitalismus anpassen müssen und leben den zehnmal schlimmer als jeder Westdeutscher. Und dann kommen noch die bösen Ausländer und nehmen ihnen den letzten

Rest auch noch weg. Sie sind doch schließlich Deutsche. Der Satz des Verlierers. Wir, wir Osis gegen den Rest der Welt, der es immer böse mit ihnen meint. Im Westen haben noch nicht so viele verloren. Deswegen sind sie immer die Irgendetwases. Die Leiter von: Die Chefs von: ... Die Besitzer von: ... Die Angestellten von: ... Sind selten: der Deutsche. Auf ihr Land, als die letzte Bastion des Selbstbewusstseins berufen sich in Deutschland nur die Verlierer. Denn dies ermöglicht ihnen in ihren Augen ihre Existenzberechtigung, in dieser Welt, wo ein Mensch nach seinem Nutzen bemessen wird. Abgrenzung, man ist besser als die anderen, denn sie haben das Recht hier zu sein, haben Rechte auf die Sozialsysteme, denn sie sind deutsch, sind die Opfer des bösen Westens. Sollte man sich wünschen, dass die Deutschen zusammenwachsen? Dass sie am Ende noch mehr stolz auf ihr Deutschsein sind? Nein, Deutschtum ist nichts, was unterstützenswert wäre. Sie grenzen sich eh ab von allen anderen Menschen, Nationen. Wenn sie sich gegenseitig bekämpfen gut, nicht auszuhalten, wenn sie zusammenwachsen würden und ihre ganze negative Energie auf andere Nationen strahlen würde. Aber eigentlich tut sie das schon. Das Problem mit der

Negativität ist bloß, sie wird nie weniger. Im Gegenteil, wenn sie einmal da ist vermehrt sie sich. Denn es gibt immer eine Reaktion drauf, und die ist nie gut. Alles Gute wird zerstört von diesen Hassmenschen, und wie habe ich mal gelesen, niemand kann so hassen wie die Deutschen. Deswegen mag uns niemand. Wenn sich Deutsche zusammentun, dann bloß, um gegen andere zu hetzen. Ich habe nie erlebt, dass sie sich zusammentun aus irgendeiner positiven gemeinsamen Grundstimmung heraus. Sie sind an niemanden interessiert, wollen mit niemanden reden, wenn dann bloß um sich in ihrem Hass bestätigt zu sehen. Außer Hass ist diesem Volk alles egal. Und der Osten Deutschlands ist zehnmal mehr deutsch, als der Westen, denn der Osten denkt er muss das Westdeutsche wie er nur im Märchen des Kommunismus existiert hat leben. Das Narrativ des Ostens hat zu einem viel gemeineren oder kapitalistischeren Landstrich als dem westlichen Deutschland geführt. Wenn man also einen sozialen Arbeitgeber oder im allgemeinen ein soziales Umfeld braucht, Hände weg von Osis. Aber jetzt bin ich selbst im Hassmodus. Bin ja auch Deutsche, wir können den Hass nicht abschütteln. Nie, verkopft, hart und bitter. Der Weg der Deutschen, egal ob Ost oder

West. Wenn man dieser drei Attribute erreicht hat, ist man der fertige Deutsche, dann hat man sich angepasst. Deutsche haben auf dieser Welt so ziemlich am meisten materiellen Wohlstand, und doch jammern sie, dass sie nichts haben. Wenn sie etwas haben, dann sparen sie, für schlechte Zeiten, damit sie dann wenigstens genug haben. Ich glaube kein Deutscher kann wirklich sagen, was er liebt und will, denn nach spätestens drei Sätzen schaltet sich die Vernunft ein, die sagt, wie man doch zu leben hat, wie man sein Geld zusammenhält. Je älter, desto schlimmer. Immer angepasst, nie abweichen. Und wenn abweichen, dann so wie alle abweichen, so wie es gerade gewollt wird. Es war immer so. Egal ob Ost oder West, nur im Westen war man stolz auf die individuelle Leistung. Da gab man ihnen ein Häuschen, Stolz auf das, was sie hatten, ein Auto, eine Arbeit, die sicher schien, wenn man sich nur Mühe gab. Da war man seines eigenen Schicksals Schmied... nicht wahr? Niemand der wirklich wollte, könnte da nicht dran teilhaben, an dem ewig guten Märchen, wo sich Leistung auszahlt. Im Osten hat man nichts geleistet, deswegen konnte das ja nichts werden... haha, aber wir, wir arbeiten hart und sind deswegen die Besseren... Hart aufgeschlagen. Beide, alle, im Osten

und im Westen. Diejenigen im Osten, die sich eine bessere Zukunft nach der Wende erhofft hatten, diejenigen die den Osten für besser hielten, diejenigen, die einfach nur mitgeschwommen sind, wie die meisten Menschen, denen es egal war, solange sie kaufen konnten. Konsum. Er ist das gleiche wie der moderne Mythos vom guten Leben. Dargestellt in jedem Hollywoodfilm. Propagiert. Unsere Welt wäre ohne Hollywood nicht möglich. Hollywood die Traumfabrik, die die Träume der Menschen findet und gesellschaftskonform verpasst, als Ziel, als Traum was umgesetzt werden kann. In dem Versteck der Unterhaltung versucht diese Propagandamaschine allen gesellschaftstaugliche Durchhaltungsmotivation zu vermitteln. Und die Leute glauben sie. Sie glauben jeder kann es schaffen, jeder kann sich durch Fleiß und Cleverness sein Stück Kuchen holen. Aber es ist nicht genügend Kuchen für alle da. Vielmehr müssen viele auf das kleine Ausschnittstückchen auf dem Brot verzichten, damit andere Kuchen haben können. Und es entscheidet nicht der Fleiß, das Talent, die Beharrlichkeit, ob man Kuchen bekommt, nein man bekommt ihn nur, wenn man ihn schon immer bekommen hat, von Geburt an, alles

andere ist Lüge. Aber wer glaubt schon die Märchen im Kino, wir sind doch nicht verrückt und denken, dass wir ein tolles Penthouse und schicke Partner und tolle Jobs und tolle Kinder haben könnten...? Nein wir sind doch nicht verrückt und glauben an Filme! Aber Hand aufs Herz, welcher Mensch glaubt am Anfang seines Lebens nicht, dass er das nicht bekommen könnte, wenn er es clever anstellt, am richtigen Platz ist? Wir müssen nur in eine Stadt der ersten Welt und da bekommen wir alles. Dort werden wir alle reich und glücklich, oder frei, oder kreativ, oder geliebt... Hand aufs Herz, wer von all denen, die in eine Stadt der ersten Welt geht glaubt das nicht? Jeder Migrant glaubt das, und sie kommen aufgrund der Mythen. Fabriziert in unseren Propagandamaschinerien. Ohne Hollywood würde die erste Welt sich nicht halten können, wie auch, denn keiner würde mehr in die USA gehen, keiner hätte mehr Lust auf ein Land, wo alles Beton und Rinderweiden ist. Was sollte man da? Nein es sind die Mythen des Wohlstands, des glücklichen Lebens, die Geschichten, die einen dort erwarten, alles wird spannend und alles wird schön. Tja, wer hofft nicht, dass sein Leben schön wird? Wer hat schon aufgegeben, wenn er den Platz wechselt? Das Aufgeben kommt erst,

wenn wir bleiben, an falschen Platz. Brauchen wir die Träume, um durchs Leben zu kommen, als Durchhaltepropaganda oder müssen wir stattdessen diese Träume aufgeben, um schließlich ein in der Realität angekommenes Leben zu führen? Muss man nach New York oder Paris, um die Liebe zu finden, ein schönes Appartement zu haben und einen Job, den man liebt? Warten diese Dinge nicht an vielen Stellen? Mehr noch, wenn die Leute real wüssten, was auf sie wartet, würden sie kommen? Benefits in Deutschland sind nicht lebenserfüllend. In New York werden die wenigsten reich. Und in London findet man keinen guten Job. In Paris verliebt man sich nicht an jeder Straßenecke. Aber gut, das Leben ist ein Fluss, Leben ist Wasser, das muss fließen, sonst fängt es an zu stinken, muss sich austauschen, regenerieren, darf nicht versumpfen, deswegen egal was man macht, solange man eben macht und weiterfließt.

Wir sind weitergeflossen. Von dem Osten in den Westen. Von den ewig gleichklingenden Gewässern, die nun in Aufruhr geraten waren, rüber zu den Gewässern, die auch gleichklingend waren, aber in einem für uns

fremden Rhythmus. Meine Mutter wollte schon am zweiten Tag wieder zurück. Ich wollte zurück, monatelang. Mein Vater nicht. Mein Bruder blieb im Osten. Sein Leben lang. Die erste Zeit im Westen ist schnell erzählt. Mobbing, Weinen, Durchsetzen, und dann die einfachste Überlebensstrategie: Anpassen, mehr noch Überanpassen. Härter sein als andere, frecher sein als andere. Niemanden über sich bestimmen lassen. Ich hatte mich schon zu DDR-Zeiten in der Grundschule durchgeschlagen, jeden der mir dumm kam verprügelt, in der Pubertät ging es dann weiter. Kindheit ist nicht behütet, wer das behauptet hat seine Kindheit vergessen, und die Pubertät ist nicht bunt, sie ist hart und scharf wie ein Messer. Man lernt in ihr sich selbst zu schützen, Feinde auf Abstand zu bringen, ihnen die Grenzen aufzeigen. Kindheit kopiert, aber die Jugend stößt ab, jeden Ballast, egal wer oder was, und am meisten die Eltern. Ich wollte mich von meinen Eltern befreien und fand doch sie als einzige vor. Flog, lose, wie ein Blatt und versuchte ein Ziel anzusteuern. Mit dem bloßen Gedanken: Weg! Mit: Die Welt ist interessant. Mit: Die Welt ist irgendwo in Farbe. Mit: Die Welt wartet auf mich. Und versank in die Kunst.

Kunst ist etwas Wunderbares, sie gibt jedem die Möglichkeit das zu finden, was er sucht. Und sie ist voller Menschen mit einem exzessiven Lebensstil. Willst du ein gesundes glückliches Leben, dann sei fleißig, lerne, gründe Familie, arbeite, willst du brennen, an Grenzen gehen, diese überschreiten, dann wähle die Kunst. Aber: Was mich nährt zerstört mich. Aber auch: nur wenn man am Ende des Lebens zerstört ist, hat man gelebt. Man darf nichts mehr mitnehmen, in das, was danach kommt. Man muss alles dalassen, aber auch wirklich alles. Darauf kommt es an, nicht lange und glücklich zu leben, nein, zu brennen, zu glühen, etwas umzureißen: großer Bär ich rufe dich an: Danke Bachmann, aber schreibt nicht den Bär, nein seid es. Natürlich gefiel mir an der Kunst das Interpretieren, das Denken dürfen. Nicht nur bei der Malerei, nein auch bei Literatur. Je weniger ich es verstand, desto mehr weckte es meinen Ehrgeiz, als ob man das Geheimnis des Lebens in diesen Werken finden könnte. Mehr als in jeder Philosophie oder Wissenschaft. Nein, die Weisheiten sah ich in der Kunst. Schön verpackt, wobei mir der Sinn für die Ästhetik fehlte, nein, auf das Dahinter kam es an, nur auf das, was drinsteckte, die

Verpackung war mir egal. Und natürlich das Leben der Künstler, frei und wild, frech und selbstbewusst. Jugendliche zieht es oft aus diesem Grund zu der Kunst. Sicher bei manchen gab es auch Bestrebungen nach Ruhm zu streben, wobei das in Deutschland eher lächerlich ist. So schaffte ich es nach einem Jahr des Hardcore Mobbings als DDRlerin mir einen Platz zu erkämpfen. In der Kunst, durch die Kunst, es war das Einzige, was ich eigentlich ernsthaft verfolgte. Theater, Malen, Schreiben und Backgroundsängerin in einer verrückten Band. Wir Verrückten waren Schüler und hatten Lust darauf auf der Bühne zu stehen. Übten in unserem Proberaum, hatten eigene Songs. Natürlich war ich nicht gut. Grottenschlecht. Jeder wusste das, aber wenn man weiblich und jung ist, fliegen einen auch so Herzen zu. Und sie flogen mir zu. Überhaupt flogen die Herzen nur so wild durcheinander in der Jugend. Mal der mal der, mal die mit dem, dann der mit ihr, und weinenden Freundinnen, mit Versprechungen an Freundinnen, mit Verlust von Freundinnen, mit Affären, mit kurzen Beziehungen, mit langen Beziehungen, untreuen Beziehungen, mit Versuchen von Beziehungen, mit Knutschen und anschließendem Inhalt des

Dorfklatsches, mit mehreren Jungs, mit mehreren Mädchen, mit Petting und nein sagen, wenn sie mehr wollten. Mit dem Exfreund der Freundin, mit dem Freund der Freundin, mit der Angeboteten des Freundes, ständig alle, immer betrunken, knutschen, knutschend in allen Ecken, bei jedem Fest, und dann allen Ernstes denken, man hätte Anrecht auf einen guten Ruf. Die Heuchelei des Deutschen, die Lächerlichkeit der Jugend, in der man die ersten ernstesten Gespräche führt, mit Wein, ein oder zwei Flaschen, wo man erzählt, redet, spricht, philosophiert, erzählt was man denkt, jungphilosophiert. Über Gefühle, Sterne, Tod, Leben, was kommt, was wird enden. Die freie Jugend, in der man hin und her purzelt, und man mehr Purzelbäume schlägt, wie niemals mehr im Leben, man die Richtung sucht und der Platz im Leben die Präsenz auf der Bühne ist. Als Sängerin, als Schauspielerin... War ich hübsch? Tja in den 90ern interessierte das keinen, und wenn dann hätte ich das nicht gemerkt. Wir wollten Ausstrahlung haben, etwas Besonderes sein, verrückt, exzentrisch, begabt, Persönlichkeit und Geist, aber hübsch, optimiert...? Nein, es war die Zeit der selbstzerstörerischen Jugend, da galt es mehr Zigaretten

zu rauchen und nicht, wie man seinen Körper optimiert. Da ist man an der Welt verzweifelt, sie hat einen angekotzt, auf gar keinen Fall wollte man es allen recht machen, etwas aus sich machen und die Schulterklopper der Oberen haben. Schön, erfolgreich, ehrgeizig im herkömmlichen Sinne, das gab es in meinen Denkmustern nicht. Frei. Der böse Aufschlag kam dann später, wie bei allen, bei jedem, egal welche Generation. Jede hat ihr Trauma, was immer aus den von der Realität vertriebenen Träumen resultiert. Aber damals, da glaubte man an sich, da war man nicht selbst das Problem, da war es die Welt. Den meisten meiner Bekannten war es unwahrscheinlich wichtig cool zu sein, lässig, alles abprallen lassen, Idioten abtreten lassen. Ich lebte damals schon in meiner Blase. Oder immer noch, nur dass die Blase nicht mehr am Schreibtisch in unserer kleinen Dreiraumwohnung war, sondern in einem kleinen bayerischen Dorf, mit Eltern, die arbeiteten, in einem Job, den sie hassten, sich dort hinquälten, meiner Mutter, die nie im Westen ankam, immer zurückwollte. Erkundigte sich an meiner ehemaligen Schule, ob wir zurückkönnten. Aber wir gingen nicht zurück. Und wir hatten alle eine

Überlebensstrategie und Krafttanker. Meine Mutter zwang sich zur Arbeit, zwang sich alles schön sauber zu haben, und hatte ihren Ruhepol beim Bügeln im kleinen Zimmer. Das war ihre persönliche Auszeit. Der Fernseher lief und sie verbrachte Stunden dabei Sachen zu plätten, die ohne das genauso ausgesehen hätten. Meine Überlebensstrategie: Krass, hart und furcht- und mitleidslos und nur bei der Kunst sensibel. Mir gegenüber hart, anderen gegenüber unfair, den Lehrern gegenüber furchtlos und provokant, und alles dann auch den Eltern gegenüber. Die mussten auf einmal in der Schule erscheinen. Das Mädchen, das gerne daheim bei ihren Büchern saß, war zum Problemfall geworden. Meine erste Aktion war es einen Tisch im Unterricht umzuwerfen. Ein voller Erfolg, meine Eintrittskarte in den Ungehorsam, belegt durch meinen ersten Verweis. Es folgten viele andere. Immer wieder, dann immer bloß wegen nichtigeren Sachen, wie absichtlich Sportsachen vergessen, denn ich hasste Sport, klar als Kampfraucherin. Auch trank ich, wo auch immer ich konnte, in den Pausen, beim Blaumachen, mal auf der Toilette, mal auf Bänken in der Stadt. Mit meiner jugendlichen Komplizin machte ich auf einmal allen

Quatsch, den man nur irgendwie machen konnte. Rauchen, Trinken, Kiffen, Tabletten, Drogen, Jungs, Abhauen, Nächte wegbleiben... Und es machte Spaß. Trampen, allein, zu zweit. Und Umgangsverbot, natürlich, die braven Mädchen mit uns. Aber wen juckt es, ich war angekommen, im Westen, bereitete mir den Weg des Rausches, des Ausbruchs. Von einem Fest zum Nächsten, geliebt, gehasst, nie etwas dazwischen und doch immer mit dem Gedanken: Weg! Irgendwann weg! Wenn man einmal seine Wurzeln abgehackt hat, dann wachsen sie nie mehr nach. Dann sind sie weg. Egal wo man hingeht. Dann kann man auch nicht in die Heimat zurück. Man kann sich nicht mehr halten, nur durch den Wind des Lebens getrieben werden, und doch versucht man es in neuer Erde. Aber dort bekommt man nie wieder den Halt, man wird niemals so stabil, wie die Bäume ringsherum. Egal wie alt er ist. Egal wo er ist. Ob die Heimaterde verwandt oder ganz fremd ist, ist egal. Mehr noch, je kleiner die Unterschiede, desto schlimmer ist es. Denn man erwartet Gleiches, aber es ist nicht gleich, in den Feinheiten ist es anders als erwartet, und der Teufel liegt nun mal im Detail. Gleiche Sprache, ähnliche Geschichte, Verwandte in der neuen Erde, und

doch alles anders. Aber ich war jung, wollte wachsen, durch Anerkennung, sprießen das passiert nicht in einer Blase mit Büchern an einem Schreibtisch, das passiert, wenn man gesehen wird und ich wollte gesehen werden, im Mittelpunkt stehen, auf der Bühne und im wahren Leben, ich wollte geliebt, bewundert und gefeiert werden. Wen interessiert da, was im Zeugnis steht, wen interessieren da Lehrer und Eltern, da interessiert nur, dass einen die Coolen akzeptieren und man selbst sich seinen Anteil vom Kuchen holt, der Anerkennung heißt. Nach dem Abi war das vorbei. Meine Komplizinnen waren weg, beim Studieren, so ich auch. Studieren.... Von der abgestürzten Problemfrau zum Anpassen bei den Bürgerkindern, mit den glatten Lebensläufen, den gepuderten Popos der Bildungsfamilien, die die elaborierten Codes sprachen. Und ich eine, die immer die Kunst fokussiert hatte, die frei freie Kunst und sich nun freiwillig in das Korsett der universitären Bildung begeben hatte. Das Schlimme sind dabei nicht die Vorlesungen, das Schlimme sind die Mitstudenten. Es war also wieder ein Wechsel, Bruch, wo ich doch gerade meine Anpassung durch Überanpassung gefunden hatte. Ändern des Ortes heißt gleichzeitig auch

Neudefinieren der eigenen Persönlichkeit. Und die formt sich immer in der neuen Erde. Je mehr Erden, desto eigener die Menschen. Fester, klarer, abgeschliffener, aber eben auch eigener und das heißt in vielem auch einsamer. Normalerweise wechseln Mensch in die größeren Stadt, immer größer werdend. Von der Kleinstadt in die Großstadt, vom Dorf in die Kleinstadt, von der Großstadt ins Ausland. Immer eine Nummer größer, immer ein bisschen weiter. Dadurch formen sich dann wieder Menschen, die auf diesem Pfad ähnlich sind. Ich ging zuerst in eine kleinere Stadt. Dann in eine Großstadt, danach wieder in einer kleinere Großstadt. Wollte alles sehen, alles erleben, was gut sein könnte. Aber die Wurzeln, die nun eben auf meine eigene Art gewachsen waren, ließen mich nun auch anders sehen. Dann glaubt man keine Schönfärbereien mehr, keinen Schmeicheleien mehr, wenn man bei anderen und ihren gleichen Wegen draußen ist, sieht man auf einmal die Wege, sieht es wie es ist. Soziologieparadox, man kann die Gesellschaft nur beobachten und beschreiben, wenn man nicht ein Teil von ihr ist. Soziologie als die jüdische Wissenschaft, sie ist nur möglich, wenn man nicht integriert ist, eigenwillig ist. Ein bisschen wie die

Kunst. Der Soziologe und der Einsame durch die Welt Wandernde sind also die gleiche Persönlichkeit. Gut ist, man wird nicht mehr einfaches Geschwätz glauben, sich nicht jedem Wind anpassen. Man wächst weiter eigenwillig, und ist mit jedem Ortswechsel weniger anpassungsfähig. Der Wind kam schon so oft aus verschiedenen Richtungen, mal Regen mal Sonne, mit jedem Ort anders, da kann und will man sich nicht jedes Mal mehr um anpassen, denn man weiß nichts ist für immer, auch diese Situation an diesem Ort wird ihr Ende finden. Aber was bleibt ist man selbst, das ist das Einzige, was wahr ist, man muss bis an das eigene Ende im Leben mit sich selbst leben, und so sollte man Entscheidungen treffen. Man sollte stolz auf sich sein dürfen, und nicht sein Rückgrat verkaufen, denn das ist das Einzige, was einen durchs Leben bringt und ohne Ekel in den Spiegel sehen lässt. Deswegen sollte man sich selbst treu bleiben. Aber damals wusste ich das noch nicht. Somit verschwendete ich also meine Zeit damit zu versuchen wie andere zu sein. Das ganze Studium hindurch.

Hunsrück, Leben tanken

Eigentlich sah ich die Gäste immer nur kurz. Machte meine Sachen, Betten beziehen, brachte die Zahnputzbecher zum Spülen, saugte, wischte das Bad, putzte die Toilette, putzte das Waschbecken, die Dusche, leerte Müll. Ich war schnell und effizient, das sagte mein Chef. Er selbst arbeitete an der Rezeption. Es gab Leute für das Frühstück, für die Rezeption und mich. Unser Hotel war nicht groß, aber es reichte. So viele Leute kamen eh nicht hierher. Aber dafür war es ein buntes Durcheinander an Gästen. Ich sah sie eigentlich bloß, wenn ich morgens meine Instruktionen an der Rezeption holte. Man konnte dann in den Frühstückssalon hineinlinsen, sah sie: die Familien, die Pärchen, Gruppen mit aufstrebenden jungen Menschen, die filmen wollten oder Männer die Investmentmöglichkeiten suchten, Menschen, die von außerhalb kamen, um zu arbeiten, auf der Durchreise, Neugierige auf die Region, die es hier noch so ursprünglich fanden. Das kann man auch, bei uns lebten die meisten Menschen ein Leben lang. Es ist selten,

dass hier jemand wegging, oder jemand dazukam, wir sind wie die Bäume, wir können nicht weg. Deswegen gehören wir zu dem Wald, er ist wie wir, genauso. Stark im Stehen und niemals Gehen, niemals, wir bleiben. Bleiben wir gern? Darüber denkt man nicht nach, man bleibt, weil das ebenso ist. Viele flogen in den Urlaub, nach Mallorca. Aber dort traf man auch eben immer die gleichen Bekannten, dort war man miteinander bekannt, genauso wie hier. Ich weiß nicht, was es ist, was Heimat ausmacht, der Ort oder die Menschen? Ab und zu saßen wir Kollegen mal abends zusammen, tranken einen Sekt, dann fühlte ich mich wohl, aber ich wusste, dass im Endeffekt dann doch jeder für sich allein ist. Männergeschichten waren damals nicht so meine Sache, klar gab es welche, die gut aussahen, ich habe es auch mal probiert, so Sex und so, aber es war nicht so meins. Meine Mutter drängt mich auch nicht zu heiraten, wenn ich sie ab und zu besuchte. Eigentlich drängte sie mich zu gar nichts mehr, denn ich bin ihr egal geworden. Ich wusste das. Aber es tat nicht mehr weh. Ich weiß nicht, was besser war, gehasst zu werden oder absolut gleichgültig zu sein, unwichtig, es ist nicht mehr von Belang. Vater ist tot. Gestorben bei einem

Nachhauseweg, aus der Kneipe. Wie hat mal ein Gast im Hotel gesagt, man stirbt, wie man gelebt hat. Es ging schnell, sein Herz hat aufgehört zu schlagen. Das ganze Städtchen hat sich gewundert, dass er überhaupt noch wusste, wie er jeden Tag nach Hause laufen sollte. Aber solche Dinge vergisst ein Alkoholiker nicht, was er früh gelernt hat, bleibt bis zum Schluss. Er wird keine große Lücke hinterlassen. Auch wenn ich mich gerne erinnere, wie er auf den Festen uns immer was zum Knabbern und Herzen gekauft hat. Aber das war lange her. Er hat sein Leben auf dem Grund eines Bierglases verloren, so wie ich beinahe auch. Es war gut, dass ich aufgehört hatte in die Kneipe zu gehen, in das Zentrum des kleinstädtischen Abgrunds, Mittelpunkt der abgestorbenen Kommunikation. Nein, mich zog Gott sei Dank da nichts mehr hin. Mir gefiel meine Wohnung, mein kleines Wohnzimmer. Auch wenn ich doch endlich nun mal nach Mallorca fliegen wollte. Ich spielte mit dem Gedanken dortzubleiben, ich meine Hotels gab es da auch jede Menge. Mehr als jede Menge. Und putzen konnte ich. Das wusste jeder. Alles war blitzblank, nachdem ich es bearbeitet hatte. Alles. Mittlerweile hatte ich auch etwas Geld gespart. Die Wohnung

einzurichten war teuer, aber gut, ich wollte es. Ich hatte mein Geld, auch wenn es nicht übermäßig viel war. Mein Plakat mit dem Strand klebte auf jeden Fall noch an der Wand, im Bad. Untergehende Sonne. Da wollte ich hin, es sollte dort ein Traum sein. Und dann einen Cocktail trinken, mit den Füßen im Sand, und das Meer spült das Wasser an meine Zehen, toll... Bestimmt hatten die Gäste im Hotel schon mal Urlaub gemacht auf Mallorca. Hatten bestimmt schon Cocktails mit Schirmchen getrunken, hatten am Pool gelegen, in der Sonne, hatten den ganzen Tag nichts gemacht als Sonne zu tanken, waren am Strand spazieren, hatten Quallen gesucht und tauchten im Meerwasser unter, um Fische zu sehen und hatten am Abend am Strand in einem Strandrestaurant schöne fremde Gerichte gegessen und spanische Lieder gehört. Ich gestehe ich weiß gar nicht, wie spanische Lieder klingen, aber bestimmt schön. Schließlich musste ein Land mit so tollen Inseln ja bestimmt auch schöne Musik haben. Schöne Strände, schönes Klima also schöne Menschen und alles, was sie hervorbringen.

Plätscherte so mein Leben mit meinen Träumen vom Strand so vor mich hin. Bis ich von meinen beiden

ehemaligen Freunden hörte. Sie war im Gefängnis, er in der Psychiatrie. Es rankten sich damals viele Gerüchte um die beiden, es tat weh, als ich das hörte. Dachte: mit mir wäre es ihnen nicht passiert. Ich ging nach Hause, und fand meinen Frieden erst, als ich mir dachte, dass ich sie auch nicht hätte schützen können, im Gegenteil, ich wäre dann wahrscheinlich auch nur ein Insasse geworden. Nur eine mehr. Eine Zahl mehr.

Verschwunden in einer Statistik. Ausgesondert. Es ging ihnen also beschissen. Warum er in der Psychiatrie gelandet ist, wunderte mich nicht. Mit seiner Veranlagung stieß man damals an, eigentlich konnte es nur so enden. Und sie: sie wird versucht haben ihn aus dem, wo er drinsteckte rauszuholen, komme was wolle. Und es ist gekommen, was wollte. Aber leider nicht, was sie wollten. Sie waren das Drama, sie hatten es von Anfang an in sich. Hier im Wald. Sie hätten ihn nie verlassen dürfen. Einen Tag, nachdem ich es erfahren hatte, habe ich Urlaub beantragt und war in einem Reisebüro, um ein Ticket für Mallorca zu kaufen. Im Reisebüro war sie richtig nett zu mir, wir haben ein Hotel direkt am Strand ausgesucht, das wollte ich so. Ich wollte ins Meer blicken, wenn ich aus dem Fenster sehe

und direkt zu dem Strand rollen können. Sagte meiner Mutter Bescheid, die mich zu meiner Überraschung verblüfft ansah. Ich glaube ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht ein einziges Mal so viel Bewegung in ihren Gesichtsmuskeln gesehen, wie an diesem Tag. Auf einmal war das so was wie ein bisschen Sympathie in ihrem Gesicht für mich zu sehen. Ich umarmte sie mal kurz, so ansatzweise und sagte, dass ich ihr etwas Schönes mitbringen werde.

„Tja, naja.., dann viel Spaß.“

Sagte es und ging sofort an den Herd, um Kaffee zu kochen.

Daheim war schon das Packen aufregend. Ich hatte mir in all der Zeit schon sooft überlegt, was ich packen würde, wie ich meine Haare machen würde, aber dann war irgendwie doch alles durcheinander. Welche Kleider? Ich hatte ja nicht viel. Sollte ich noch mal einkaufen? Nee! Ich nahm alle Sommersachen und probierte sie vor dem Spiegel an. In genauer Kombination. Was passte wie zusammen, was für welchen Anlass? Das für den Strand: ein leichtes

Kleidchen. Für das Abendessen ein langes Kleid. Für den Ausflug ein paar kurze Hosen. Was passt dazu? Klar das T-Shirt mit der Sonne. Ja, Sonne, schließlich würde ich ja in die Sonne gehen. Den Sommerhut. Den hatte ich noch nie auf gehabt, hatte ihn mir mal vor Jahren gekauft, es wurde also Zeit. Ja, es wurde Zeit... Der Rock zu dem T-Shirt...? Nee, das passte gar nicht. Blau und Grün, so kann man doch nicht rumlaufen. Aber vielleicht der grüne Rock zu dem roten T-Shirt? So sehe ich gut aus. Den Badeanzug, den darf ich auf gar keinen Fall vergessen. Schließlich trägt man am Strand einen Badeanzug, und für Strand fliege ich ja hin. Oh Gott, ich habe gar keine Sonnenbrille, kaufe ich gleich morgen, und Sonnencreme. Kosmetik, und auf ich komme, Strand, Sonne, Cocktails mit Schirmchen, alle Freude der Welt ich komme.... So bin ich also losgeflogen, hatte überhaupt keine Angst. Ich verstehe nicht, wie man beim Fliegen Angst haben kann. Die Wolken von oben, da vergisst man doch alles, also doch auch alle Angst. Absolut. Wie kleine Schäfchen die Wolken, Zuckerwatte und die Sonne strahlt drauf. Am liebsten wäre ich mit den Wolken mitgeflogen. Stattdessen habe ich wie verrückt fotografiert. Ich war glücklich am Fenster zu

sitzen, konnte alles genau sehen, habe es gar nicht gebraucht mit irgendjemanden zu reden. Aber das tat ich ja eh nie besonders oft, reden meine ich. Als genoss ich. Über den Wolken, da muss die Freiheit wohl grenzenlos sein... Nur die Rebellen lieben das Fliegen. Diejenigen denen die Freiheit mehr bedeutet als Sicherheit. Die wissen, wenn man sicher leben will, hat meine seine Selbstbestimmung schon aufgegeben. Sicherheit, die größte Lüge der Menschheit und das am besten funktionierende Instrument der Unterdrückung. Also flog ich, über den Wolken und dachte: egal wie, es liegt an mir diesen Urlaub schön zu haben, an niemanden anderem, ganz allein an mir.

Am Flughafen wurden wir abgeholt, von einem kleinen VW - Bus er brachte verschiedene Urlauber zu verschiedenen Hotels. Sie sahen alle aus, wie Hotels eben aussehen, aber darauf kam es nicht an. Wie auch. Waren oft weiß gestrichen mal mit großen Anlagen, mal größere Hotels, mit vielen Zimmern, kein Vergleich zu dem, wo ich arbeitete. Es war warm, obwohl wir am Abend ankamen, die Sonne hatte genug Wärme tagsüber dagelassen. Die Luft war leicht schwer, es war

eine entspannte und warme Stimmung. Selbstverständnis. Das Selbstverständnis hier sein zu dürfen und sich eine schöne Zeit zu machen. Es war mein erster Urlaub, ich war noch nie draußen gewesen aus dem Hunsrück. Nachdem ich in meinem Zimmer ankam, öffnete ich den Balkon, die Luft ließ die Vorhänge wehen, die Brise des Meeres kam rein. Ich ging auf den Balkon und sah es, das Meer, roch es, schmeckte es, im Licht der Dämmerung. Am nächsten Morgen ging ich in die Stadt, Geld holen und mich ein wenig umsehen. Und dann gleich zum Strand. Auf eine Liege, vor dem Hotel und ging ins Wasser. Fast keine Wellen, klares Wasser, fast warm. Es war ein Traum. Ließ mich hineinplumpsen und schwamm. Mein komisches Brustschwimmen, immer mit dem Kopf über Wasser. Anders kann ich nicht schwimmen, ich bin froh, dass ich das gelernt habe. Drehte mich auf den Rücken sah in den blauen Himmel und schwamm. Mein kleines Herz jauchzte innerlich, es war einfach nur schön. Ich meine richtig schön. Ging raus zu meiner Liege und ließ mich trocknen. Cremen, Sonnenbrille und Hut auf und atmete. Ja, so kann man leben, so kann man Spaß haben. Eigentlich fehlte mir zu meinem Glück jetzt nur

noch der Cocktail mit Schirmchen, aber so direkt am Strand... Warum nicht? Abends gab es im Hotel immer ein Dinner. Vorspeisen und dann Reis, Pommes, Fleisch, Gemüse, Salate...Mir fehlte es an nichts. An meinem Tisch saßen immer andere Leute, ich glaube sie fanden mich komisch, eine die allein ist. Mir wurde auf einmal klar, wie selbstverständlich es für mich geworden war allein zu sein. Ich vermisste niemanden, brauchte niemanden in meinem engeren Kreis. So ging ich abends auf die Piste, tanzte, zu aller möglichen Musik, seltsamerweise nie spanischer, aber gut, es machte Spaß. Die Leute feierten, als ob es kein Morgen gäbe und überall wurde man von den hier Arbeitenden gut behandelt. Sie waren nett. Sagten Frau und meinen Nachnamen zu mir. Das habe ich nicht oft gehabt. Weder an der Arbeit noch in der Schule. Privat ja sowieso nicht. Man kennt mich daheim überall, von klein auf, hier habe ich keine Geschichte, hier bin ebenso achtenswert, wie jeder andere auch, bin nicht die aus dem kaputten Haushalt, nein hier bin ich eine die die Rechnungen bezahlt, und so behandelt man mich. Wie eine Dame. Beim Tanzen wurde der eine oder andere ein bisschen anhänglich, dann wurde geknutscht, gelacht,

an den Strand gegangen und noch mehr geknutscht. Ich wurde die Turboknutscherin. Mal hatte ich eine Verabredung abends, zum Essen, mal zum Tanzen, mal machte ich eine Tour auf der Insel mit, um mal andere Strände zu sehen, aber dann stellte ich doch fest, dass es an meinem Hotelstrand doch am schönsten war. Ab und zu schlenderte ich durch die Verkaufsstände an den Straßen. Aber eigentlich hatte ich ja alles dabei, meinen Hut, meine Sonnenbrille, meine Sachen. Und das, was es zu kaufen gab, war jetzt eh nichts, was ich hätte brauchen können. Außer vielleicht mal ein Kleidchen. Ich ließ es mir also gut gehen. Volle zehn Tage, dann zurück. Gebräunt, erholt, voller schöner Erinnerungen an das leichte schöne Sommerleben im Gepäck. Strahlend, so wie man nur aus einem schönen Urlaub zurückkommen kann. Freute mich sogar auf zu Hause, schließlich freute ich mich auf meine Wohnung, meine Kollegen, sogar ein bisschen auf meine schweigende Mutter, die Kaffee macht. Es war schön diese knapp zwei Wochen, hatte aufgetankt. Ich saß im Flieger und dachte: Ich komme wieder. Das Meer wartet auf mich. Das Leben kann schön sein, auf der Insel, mit der Sonne, mit dem Strand. Dachte an das Tanzen, an das in

der Sonne liegen, es war alles so, wie ich es mir erhofft hatte. Und ich hatte etwas getan, was ich immer tun wollte. Nichts baut Menschen mehr auf, als ihre eigenen Ziele zu verwirklichen und nichts zerstört sie mehr, als der Vernunftzwang. Also zurück nach Hause, zurück in den Alltag.

Block, Lebensbruch

Abi kam, Studium kam, Einsamkeit kam. Die meisten Menschen empfinden das Studium als ihre beste Zeit des Lebens. Für mich war es die Schlimmste. Denn ich wusste immer, dass ich nicht mithalten kann. Man sieht sich selbst am realistischsten. Mehr als einen Freunde und Eltern sehen. Aber auch ich bin in die Statusfalle getappt. Die Angst vor dem sozialen Abstieg. Status ist in dieser Gesellschaft alles, mehr noch als Geld. Die Angst vor dem Klatsch ist größer als der Drang nach Selbstverwirklichung und schämen muss man sich eh, entweder vor sich selbst oder vor anderen. Maler wäre vielleicht ein schöner Beruf geworden. Aber es war in

den 90ern ein anderer Zeitgeist. Da dachten alle man hätte es besser, wenn man einer Büroarbeit nachginge. Ein eigenes Büro, am Computer sitzen, da macht man sich nicht schmutzig. Es war die Zeit, als ADHS massenweise diagnostiziert wurde und die Kinder mit Ritalin vollgeknallt, damit sie sich in der Schule konzentrieren und später gute Studierende würden, um ein besseres Leben zu haben. Das Kranke an dem ganzen Zeugs war dann aber: Einsen im Zeugnis gerne, aber bitte nicht die Inhalte später im Berufsleben umsetzen. Das dann bitte doch nicht, es hat doch nichts mit der Realität zu tun. Papier ja, Inhalt nein. Und diejenigen, die dann wirklich so naiv herangehen und glauben, sie könnten, was sie auf höheren Schulen lernten anwenden, bekommen dann im Praxisschock schon mit, dass ein Unidiplom eben bloß Papier, und Papier eben sehr geduldig ist. Der Zeitgeist diktiert, was man sagen soll, nachreden soll, die Parolen, die gelten, aber was geglaubt wird, was die Wahrheit über das menschliche Miteinander ist, und das hat mit Bildung nichts zu tun. Ich habe mich an der Uni gequält und nichts gelernt, was mir im Nachhinein jemand geglaubt, bzw. was ich hätte anwenden können. Es war Zeitverschwendung. Die

Uni ist die Anerkennung der bisher gezeigten Formen einer Gesellschaft und die Bestätigung bei den Studierenden, dass sie diese haben. Ich hätte also nie die Spur einer Chance gehabt, bei den Überdurchschnittlichen mitzuspielen. Aber ich liebte weiterhin die Kunst, rannte in eine Kunstaussstellung nach der anderen, las, oft den ganzen Tag, was nichts mit Unitexten zu tun hatte. Zog mich zurück. War allein. Was nur zu einem Ergebnis führen konnte bei meinen Mitmenschen: dumm und hübsch, die können wir knallen. So eine kann jeder haben. Wenn du Sex brauchst geh zu der, die nimmt jeden. Ich weiß nicht, woher das Gerücht stammt, dass sich dumme Frauen schneller ins Bett kriegen lassen. Nein, vielmehr ist es so: Wenn ein Mann einer Frau gefällt geht sie mit ihm ins Bett, nicht weil sie jedem zur Verfügung steht. Und auch eine dumme Frau fällt ihre Entscheidung in Erachtung ihrer Gene, Hormone, äußerlichen Präferenzen, sexuellen Sympathien oder vielleicht sogar Lebenschancen, die ihr ein Mann bietet. Und auch eine dumme Frau, fühlt sich von vielen Männern physisch komplett abgestoßen, so dass schon der Gedanke an einen Kuss ihr einen Brechreiz verursacht. Und da kann

sich der Mann zehnmal mit ihr treffen und da kann er ihr die Tür aufhalten oder das Bier bezahlen, wenn eine Frau nicht will, dann will sie nicht, egal was sie für einen IQ hat, was sie für Zeugs redet, wie schlecht sie sich benimmt oder wenn es dann auch noch dazukommt wie fett sie ist. Sex wird heutzutage total überbewertet, als ob komme was wolle jeder einfach nur gevögelt werden will. Als ob ein paar säuselnden Worte an die Frau sie einfach zu einem billigen Zwischendurch – Sex-Snack machen könnten. Ich hatte sie im Studium also an der Backe. Und ich wollte nicht alleine sein. Habe ihren Blödsinn ausgehalten, und wurde zum Schatten, meiner selbst und einer Frau, die keine Freundin, sondern eher Hündchen brauchte. Und ab einen gewissen Punkt habe ich das begriffen und wollte dieses Spiel nicht mitspielen. Damals entschied ich, bevor man sich selbst aufgibt, sollte man alleine bleiben. Nur weil Menschen immer als Versager angesehen werden, als verrückt und bedauernswert, wenn sie alleine sind, sollte man sich nicht vor der Entscheidung scheuen, alleine zu sein. Sie schreien dann, die Familienmenschen: Oh Gott keine Kinder, kein Partner, keine Freunde... Und ich sage: Na und! Ich war im

Studium als die Frau verschrien, die Freunde suchte. Ich lernte daraus, ich suchte keine mehr, ich ließ die Menschen von da ab machen, was sie wollten und machte mein eigenes Ding. Und das lief besser. Probleme tauchen mit anderen Menschen auf, denn die erwarten immer irgendetwas, und wenn man es ihnen nicht gibt, werden sie garstig. Alle haben immer eine konkrete Vorstellung von dem, was sie wollen. Menschen werde Zwecke. Und ich wollte kein Zweck sein, denn so werden Menschen passend gemacht. Und wenn ich ein was immer gehasst habe, dann ist das, dass ich erzogen und pädagogisiert werden sollte. Pädagogik ist nichts anderes als Menschen willentlich ihrer von der Gesellschaft vorgegebenen Zweck zuzuführen. Ich weigerte mich an diesem Spiel zu beteiligen, denn ich will auch andere Menschen nicht als Zweck ansehen. Also zog ich es mit dieser wertvollen Lektion vor in Zukunft alleine zu bleiben, denn das gab mir mehr Kraft als alles andere. Ich wollte mir nicht mehr anhören müssen, wie dumm, blöd oder bescheuert ich doch sei. Ich machte mein eigenes Ding und das war gut so. Das war also die Quintessenz aus meinem Studium. So verlor ich während der Uni den Anschluss zu den

normalen Menschen, ich bildete mich nicht aus, sondern zurück und beendete mein Studium mit dem Wissen nichts zu können, nichts zu wissen und mit niemanden etwas anfangen zu können. Gebrochen, mit einem Diplom in der Tasche, was nichts wert war, runtergekommen, mit kaputten Klamotten, kein Geld auf dem Konto und keine Ahnung, was ich jetzt würde machen sollen, stellte ich mich diesem Leben.

Hunsrück, harte Buche

Er hatte schöne Augen. Die strahlten mich an. Wir lernten uns bei einem Stadtfest kennen. Ich weiß gar nicht mehr, wie wir ins Gespräch kamen, aber wir kamen ins Gespräch. Ein lustiger Typ. Er war der Freund eines Kollegen. Sie waren zusammen auf dem Fest. Wir hatten uns noch nie vorher gesehen. Wie auch...? Er arbeitete in der Fabrik ein paar Orte weiter. Hatte starke Hände. Kraft in den Fingern. Kraft in den Armen, das sah man auf den ersten Blick. Mir gefiel selten ein Mann, Männer sind eben Männer, also gab ich ihm aus Höflichkeit die Hand,

als man uns vorstellte, wie man es eben mit Menschen macht. Meine rote Lippenstift Zeit und mit jedem Lachen waren lange vorbei. Dachte mir also nichts bei seinem Anstrahlen, wir führten einen kleinen Smalltalk, wie man das eben aus Höflichkeit macht.

„Viele Leute hier.“

„Ja. Wie jedes Jahr.“

„Ja.“

„Im Zelt gibt es Musik.“

„Schön...“

„Wir wollten gerade tanzen gehen.“

„Naja viel Spaß.“

„Komm doch mit.“

„Nee, ich wollte erst einmal über den Platz, vielleicht gibt es was Gutes zu essen.“

„Ja, ich habe auch Hunger.“

„Aha...“

„Naja, dann viel Spaß... Du kannst ja später noch ins Zelt zum Tanzen kommen.“

„Ja, vielleicht...“

Ich lief über den Platz, aß eine Wurst, kaufte ein paar gebrannte Mandeln. Schaute mich um, alles wie jedes Jahr. Alle Stände wie jedes Jahr, die gleichen Menschen, wie jedes Jahr, eher langweilig. Nicht so wie auf der Insel. Also beschloss ich nach Hause zu gehen. An Tanzen dachte ich gar nicht mehr, warum auch. So ging ich heim und setzte mich vor den Fernseher.

Samstagabend ist das Programm normal ganz gut, aber irgendwie kam nichts. Sollte ich zurückgehen? Besser als hier rumsitzen. Also zog ich mich wieder um und ging los. Mal ins Zelt, mal schauen, langweiliger als daheim kann es nicht sein. Auf einmal stand er neben mir.

„Ich hätte nicht mehr gedacht, dass du noch kommst! Was magst du trinken?“

Denkt der im Ernst ich bin wegen ihm hier.? Aber naja...

„Eine Cola.“

„Kommt sofort.“

Ging. Ich sah mich ein wenig um, die Leute tanzten, die Band war gut, die Stimmung war gut, sie grölten die jungen Männer-Gruppen, sie steppten den Bären. Die Pärchen tanzten, ich hätte ganz vergessen, dass Leute in diesem Kaff, wo jeder jeden hasste und bekriegte zusammen feiern konnten. Alles voller Rauch, das Bier roch man in allen Ecken, es war heiß, und das in dieser sonst so über kalten emotionalen Gegend.

„Ich habe dir ein Bier mitgebracht. Cola war aus.“

„Das ist vollkommen in Ordnung, trinke ich eh lieber.“

„Na dann Prost. Willst du tanzen?“

„Klar.“

Wir tanzten, verbrachten den ganzen Abend miteinander. Es war schön. Kein bisschen Ernst, einfach nur Spaß. Meistens tanzten wir. Ich wusste gar nicht, dass ich eine so gute Kondition hatte, es kam wahrscheinlich vom Arbeiten. Er war ein guter Tänzer, und ich ließ mich einfach zur Musik treiben. Man muss keine tausend Schritte und Tanzfolgen können, nein, es

ist besser sich treiben zu lassen, Musik führt und nicht der Mann. Wenn es ein guter Mann ist, lässt er sich zur Musik führen, und führt auf gar keinen Fall die Frau, denn das erledigt die Musik. Wenn die Schritte dann zusammenpassen, dann weiß man, man passt als Mensch zusammen. Manche merken es beim Kochen, wenn sie dabei harmonisieren, manche beim Reden, und wir zwei merkten es beim Tanzen, denn er wirbelte mich und ich ließ mich von ihm umrunden. Wir stiegen uns nie auf die Füße, aber machten schon manchmal seltsame Figuren. Lustige Figuren. In den Musikpausen gingen wir raus, aßen ein bisschen, und taten das, was ich am liebste mache: Lachen. Über unsere verdrehten Figuren, dass mein Rock mal hochgeflogen war, dass eine Frau eifersüchtig zu uns rüber geblickt hatte, und dann auf die Schuhe ihres Tanzpartners getreten hatte, dass der Sänger von der Band einmal kurz den Text vergessen hatte, und der Gitarrist Mühe hatte noch gerade zu stehen, nachdem er ein Bier nach dem anderen gekippt hatte. Wir redeten nicht über uns, wir redeten nur über diesen Abend. Über die Musik, die Getränke, die Leute, über das Essen. Man muss nicht immer seinen Vergangenheitsrucksack mitschleppen,

und tiefsinnige Gedanken über das Leben teilen, manchmal will man einfach feiern. Das tun wir eh alle viel zu selten, und wenn dann verliert sich die Feiermentalität leider nur allzu oft in einen müden Versuch des Feierns. Spaß und Feiern gehören zusammen. Wie nichts anderes. Wenn man nur so tut, als ob man Spaß hat, dann ist man meilenweit vom Feiern entfernt. Ältere Menschen tun meist so als ob. Wollen zeigen, dass sie noch in sind. Aber dadurch haben sie eben schon alles verloren, denn Feiern ist eine Sache, die vom Inneren eines Menschen kommt, da lässt man raus, und schießt auf alles, vergisst die beschissene Welt, ist nur in dem Moment, ohne dass man auf ein Urteil von anderen Wert legt. Beim Feiern benimmt man sich nicht, beim Feiern vergisst man sich. Ist in dem Moment, ist in der Musik, im Rufen, Singen, Schreien, Tanzen und das Letzte, was man braucht, ist eine bewundernde Meinung, dass man cool sei, denn man ist einfach gut drauf. Und das waren wir an diesem Abend. Wir waren nicht betrunken, sondern einfach nur berauscht von dem Leben, wie eben nur junge Menschen berauscht sein können. Ich glaube ich habe mich nie wieder im Leben so glücklich gefühlt. Auf

einmal schien alles möglich, die Welt war zum Umarmen da, der Sternenhimmel leuchtete über uns, und es schien, als ob der Abend nie zu Ende gehen würde. Er brachte mich nach Hause.

„Es war ein schöner Abend“.

„Ja.“

Er drehte sich um, wollte gehen, dann rief ich ihm nach:

„Wenn du willst.... Was machst du nächstes Wochenende?“

Ein Lächeln überzog sein Gesicht:

„Dir einen Kuss geben“.

Ich merkte, wie ich rot wurde.

„Ich weiß ja jetzt, wo du wohnst.“

Auf einmal fühlte sich mein Körper warm und wohlig an. Wie eine kleine gute Bombe ging das Gefühl von meinem Bauch aus, und breitete sich aus, bis in die letzten Fingerspitzen, bis alles wohlig warm war, umarmt von Freude.

„Na, bis dann“.

Ich konnte nichts sagen, sah ihm nur hinterher. Wir würden uns wieder sehen. Das war sicher. Ich lief wie auf Wolken in meine Wohnung, legte mich ins Bett und dachte nur, ich kann das nächste Wochenende gar nicht erwarten und schlief beseelt und glücklich ein. Am nächsten Morgen ratterte der Wecker, es fiel mir leichter als sonst aufzustehen, alles war irgendwie leichter, das Frühstück, das zur Arbeit gehen, das Arbeiten, das Nachhause gehen und Kochen, das Einkaufen, Aufräumen. Ich spann immer ein wenig vor mich hin, wie es wäre, das nächste Wochenende. Vielleicht sollte ich Kochen...? Nein, ich weiß nicht, was er mag. Ich weiß ja auch gar nicht, wann er kommt. Meine Wohnung könnte ich sauber machen...Schließlich, wenn ich etwas kann, dann Putzen. Aber viel sauberer als gerade geht es gar nicht. Sollte ich mir etwas Schönes zum Anziehen kaufen? Oder... Ich weiß nicht...? Ach, ich lass alles auf mich zukommen. Schließlich... ich meine... wer weiß ob er...? Aber ja er wird kommen, ich fühlte es. Gewisse Dinge weiß man, und ich wusste, dass er der Richtige ist.

Er kam dann wie verabredet am Wochenende. Ich war ganz aufgeregt. Nur der Sicherheit halber hatte ich

vorher so eingekauft, dass wir etwas kochen könnten, die Wohnung von oben bis unten geputzt, mich hübsch gemacht, was man eben so macht, wenn man einen Mann erwartet. Blumen hatte ich nicht gekauft, ich dachte, dass er bestimmt welche mitbringt. So war es aber nicht. Er brachte nichts mit. Ich kochte Kaffee, als er bei mir war, in meiner neuen Kaffeemaschine, auch wenn ich dachte, dass wir nicht dazu kommen würden, den Kaffee zu trinken, zumindest nicht gleich. Ich hatte mir vorher vorgestellt, wie wir Sex hätten, wie wir uns erobern würden, Fantasie hatte ich schon immer. Die Realität war anders. Die Realität ist immer anders. Wenn man ausschließen will das etwas passiert, muss man sich es nur vorstellen, denn bei so vielen Möglichkeiten, die passieren könnten, warum sollte dann ausgerechnet diese Fantasie wirklich werden? Später im Leben, wenn man älter und ausgebrannt ist, dann passieren immer die Vorstellungen, dann weiß man wie der Hase läuft, aber man klammert sich dann immer noch an den Jungmädchengedanken, dass alles anders kommt, als man denkt. Aber es hat nichts mit denken zu tun, was passiert, sondern es passieren immer die schlechtesten Möglichkeiten, als junger Mensch hat man noch

Hoffnung, und denkt alles wird gut, als älterer Mensch weiß man, nichts wird gut, die Welt ist wie sie ist, und hat selten etwas Gutes bereit. Aber ich war jung, dachte alles wird gut, mit dem Ergebnis, was schlechter nicht hätte sein können, denn ich verliebte mich, über beide Ohren. Ich dachte er käme in die Wohnung und er würde mir in wilder Leidenschaft die Kleider vom Leibe reißen, wir würden uns in allen Stellungen durch meine Wohnung vögeln, mit wilden und stürmischen Küssen und zupackenden Händen. Aber so war er nicht. Er ließ sich Zeit, trank seinen Kaffee mit Zucker und schwarz. Wir redeten, genauer gesagt lachten wir uns an, während wir Worte von uns gaben. Dabei musterte ich ihn. Ein schöner Mann war er nicht, aber er hatte diese lachenden Augen und starke Arme. Wenn es etwas gibt was mich an Männern anzieht, dann sind es starke Arme. Sehnig, mit Haaren, Muskeln, Arme die zupacken können. Und er redete und redete. Ich dachte nicht, dass mir jemand so viel erzählen könnte. Bewunderte meine Tassen, mit kleinen Blümchen und stellte Fragen. Ich bin keine große Rednerin, niemand in dieser Gegend redet viel, er war der erste Mensch, den ich hier kennenlernte bei dem das anders war. Nach ein paar

Stunden wollte er dann gehen. An der Tür, zog er sich an mich und sagte: Beinahe hätte ich vergessen, weswegen ich gekommen bin. Dann der Kuss. Ok, es war kein Traumkuss, aber er war von ihm. Ich hatte schon andere erlebt, die gleich auf einen draufstiegen, wie auf ein Fahrrad und lostreten. Aber er nicht. Ich merkte, wie ich rot wurde, und mehr wollte. Und somit stand unsere Verabredung für das nächste Wochenende.

Die nächsten Wochen rappelte es in der Kiste. Es war gut, wir hatten beide Spaß dran, zwar nicht so, wie von mir vorgestellt, aber ok. Verbrachten ganze Tage im Bett. Wir gingen nie aus, trafen nie jemanden, wen auch. Ich hatte keine Freunde, und meiner Mutter wollte ich ihn nicht vorstellen. Wir waren glücklich in meinem Bett, als ob es eine Insel gewesen wäre. Nach ein paar Wochen, sagte er, er könne nächstes Wochenende nicht, müsse eine Sonderschicht im Werk schieben. Gut, Arbeit geht vor. Jeder weiß das, sogar ich, also besuchte ich meine Mutter. Ich war schon ein paar Monate nicht bei ihr gewesen. Es war bei ihr alles wie immer. Der kalte Hof, die kalte Küche, ein paar Hühner und die Hunde. Es hatte sich nach dem Tod des Vaters nichts verändert,

nichts, nur dass er nicht mehr da war. Sie sah mich wie immer unverwandt an. Wir tranken Kaffee, ich blätterte in einer Zeitschrift und wir redeten über das Wetter.

„Warum hast du ihn nicht mitgebracht, deine Eroberung?“

Fragt mich das meine Mutter gerade oder fantasiiere ich?

„Wen meinst du?“

„Hör auf, jeder der dich kennt, klatscht darüber.“

„Das geht die Leute gar nichts an.“

„Aber seine Frau geht es etwas an.“

„Was...? Wie kommst du auf sowas...?“

„Du weißt es nicht?“

Ihr Blick sagte alles, der Blick des: ich habe immer gewusst, dass du blöd bist. Ein unterdrücktes mieses Lächeln, in ihrem sauber geschrubbten schmuck- und schminklosen Gesicht. Die Haare streng nach hinten, sauber. Alles an ihr war sauber, kein abstehendes Härchen, als ob sie alles Leben in einem Waschzuber eingewaschen hätte und an ihr nur die Hülle eines mal

lebendigen Menschen übriggeblieben wäre. Sie hatte sich zu Tode gehasst. Sie war noch da, aber eben bloß noch da. Sie funktionierte, machte den Hof, ihren Haushalt, jeden Tag das Gleiche, jeden Tag leer, das einzige was sie Tage noch ausfüllte, war der Hass, auf Menschen mit ein wenig Glück.

„Das lass ich mir nicht von dir einreden. Wie kommst du auf so was? Kannst es nicht ertragen, dass ich auch mal Glück hab?“

Ein kurzes schiefes Lächeln. Sie holte die Bohnen und fing an sie zu schälen.

„Ich bleibe nicht zum Essen.“

Ich nahm meine Jacke und ging. Es hämmerte durch. Mein Kopf dröhnte. Könnte das sein, nein niemals, diese alte Hexe, sie gönnt mir mein Glück nicht, alle, dieses ganze Kaff, alle, sie hassen mich, gönnen mir nichts, deswegen reden sie so ein Zeug. Niemals könnte so etwas sein, nein, er liebt mich, niemals könnte er verheiratet sein, niemals... Oh Gott und was ist, wenn doch...? Es drehte sich alles, ich musste stehen bleiben, an einem Baum anlehnen. Das ist das, was dann am

Ende bleibt, die Bäume, diese scheiß Bäume, überall diese scheiß Bäume, dieser scheiß Wald. Ich hasse diesen Wald, ich wollte schreien, ihn anbrüllen, du böser Wald, hier gibt es nur Mist, alles ist hier Mist und man bekommt ihn nicht los. Meine Freunde sind weg und doch haben sie diesen Wald in sich, diesen schrecklichen Wald, wo hier nur Schlechtes geschieht. Hier kommt keine Sonne durch, hier gibt es keine Schmetterlinge, nur Moos und kalte böse Bäume. Ich weinte, nein es kann nicht sein, ich habe auch Glück verdient, wie jeder Mensch, nein, sie hat sich das bloß ausgedacht, damit sie mir weh tun kann, ich weiß das, natürlich, was sonst, sie hat mich immer gehasst, natürlich... das ist nur ihre Gemeinheit. Nächstes Wochenende kommt er wieder, ich werde ihn fragen, warum auch nicht. Und dann wird er lachen und mich zum Bett tragen und wir werden wieder genauso glücklich sein, wie vorher, und meine Mutter kann gerne in ihrem Hof und mit ihren Hühnern und mit ihren Hunden machen, was sie will. Ich will sie nicht mehr sehen, diese gemeine Hexe. Ich kam nach Hause und wollte nur noch schlafen. Ich schmiss mich auf mein Bett und mein Herz, was vor einer Stunde noch wie wild

gerast hatte kam zur Ruhe. Ruhe. Dafür sind wir hier, im Wald. Ich war gemein zum Wald, aber er ist es gewohnt. Am nächsten Tag ging ich wie üblich arbeiten. Erledigte alles wie immer. Schließlich muss man ja weitermachen und es war ja nicht klar, ob er jetzt oder nicht. Aber mir fiel auf einmal auf, dass ich keine Telefonnummer von ihm hatte, keine Adresse. Ich könnte nicht mal zu ihm gehen, oder ihn kontaktieren, ich kannte niemanden von seinen Freunden, nur meinen Kollegen, aber da war er nie Thema. Zwar kam er jedes Wochenende für Stunden, aber das war auch alles. Wir redeten viel, aber ich wusste nichts, aber auch gar nichts über ihn. Und dann, dass er dieses Wochenende plötzlich extra Schichten fahren muss. Auf einmal. Hat er doch eine Frau? Bin ich echt so blöd? Aber er ist bei mir, seit Wochen, das kann man doch nicht machen, wenn man verheiratet ist. Das würde er nie machen, nein, dafür kenne ich ihn viel zu gut. Aber mein innerer Dialog hörte nicht auf. Ich dachte ständig dran, dachte es hoch und runter und immer wieder neu und alt, dachte es hin und her, ohne auch nur zu einem Ergebnis zu kommen. Hatte niemanden zum Reden. Wenn ich meine Kollegen in der Pause traf, dachte ich auf einmal, dass sie eh alle bloß hinter

meinem Rücken lachten, dass jeder über mich tratschte. Früher mit meinen beiden Freunden hatte es mich nicht gejuckt, im Gegenteil, wir fanden es lustig, wenn sie über uns redeten. Aber jetzt war es eine andere Situation. Damals wollte wir gar nicht zu diesen Menschen in diesem gottverlassenen Kaff gehören, aber jetzt, ich arbeitete, kümmerte mich um mein Leben, ich dachte ich gehörte in dieses Leben hier. Dachte ich hätte mir etwas verdient. Aber habe ich nicht. Sie gönnen es mir nicht, haben nicht vergessen, dass ich das Mädchen an der Theke war, nicht vergessen, dass ich sie als Kinder auf dem Schulhof verprügelt habe und selbst unantastbar war. Jetzt sahen sie Schwäche, und jetzt stachen sie zu. Wer etwas von Neuanfängen erzählt lügt, von das Leben auf die Reihe kriegen, von der Kurve kriegen... Nein es gibt kein Zurück, es gibt kein Ändern. Im Endeffekt werden unsere Lebensspuren schon als Kind gelegt, je mehr man sich dagegen wehrt, desto schlimmer wird es. Und eine Spur kann es sein, nicht in der Spur zu laufen. Oder nur zu tun als ob. Selbstlüge als Lebensentwurf. Ich will mich nicht mehr belügen. Ich werde mit ihm reden. Er kam am nächsten Wochenende, guter Dinge.

Was ist los? Du siehst traurig aus? Hast du mich letztes Wochenende so vermisst?

„Wir müssen reden.“

„Du bist schwanger.“

„Nein.“

„Na, dann alles gut. Was soll dann deine Trauermine?“

„Ich habe gehört...“ Ich kämpfte mit mir selbst, denn wenn ich diese Frage nun stellen würde, wäre alles Vertrauen hin, aber der Giftstachel musste raus.

„Bist du verheiratet?“

Er sah mich überrascht an.

„Die Frage fällt dir jetzt ein, nach den ganzen Wochen...?“

Seine Augen waren groß, klar und traurig.

„Also, ja oder nein?“

„Was soll das? Wir haben doch Spaß. Was wollen wir denn mehr, es läuft doch gut, so wie es ist.“

„Was nun, ja oder nein?“

„Wieso stellst du mir nach so langer Zeit so eine Frage? Das hat dich doch vorher nicht interessiert?“

„Du... Du hast mich angelogen, die ganze Zeit?“

„Wieso, ich habe doch nicht gelogen? Für mich war das klar, dass du das weißt. Ich bin hier schließlich nur am Wochenende. Ich dachte das wäre alles ok. Für dich. Ich habe dich ja auch nie gefragt, was du unter der Woche so machst.“

Ich merkte, wie ich blass wurde. Wie das Blut aus meinem Kopf wich, wie ich nur denken konnte, was? Was sagt der da? Was sagt der da?

„Du bist verheiratet...“

„Wenn du das bis jetzt noch nicht kapiert hattest... Komm so blöd bist du doch nicht, mach nicht kaputt, was wir zwei haben.“

„Verpiss dich aus meinem Leben.“

Da war ich wieder, da war er der Schulhof, da war der Schlag, den ich austeilte, hart in die Magengrube, härter als jedes Buchenholz hier sein könnte, härter als eine Faust eines jeden betrügenden Mannes. Austeilen. Jetzt

merkte ich wieder, wer ich war. Keine zarte Blume, die er hofiert und liebt, nein, dieser Schlag brachte mich zu mir.

„Verpiss dich einfach.“

Kalt und stark stand ich da. Baum. Hier gewachsen. Unumstößlich. Das rettete mich an diesem Tag. Er ging. Irgendwohin. Ich wollte nie wieder mit ihm reden. So hartes Mädel, auf geht es. Auf... In den Urlaub? Nein, ich entschloss mich tanzen zu gehen. Mal in die größere Stadt. Sau rauslassen. Dieser Idiot, was dachte der, wenn er vor sich hat? Dachte der im Ernst, ich breite ihm den Teppich aus. Dieser Arsch. Mein nächster Dienst war am nächsten Nachmittag, heute Abend und Nacht hatte ich frei. Ich schmiert mir dick Schminke ins Gesicht, zog mir das engste Kleid an, was ich hatte.

Er fragt ja auch nicht, was ich mache.

Nein, er nicht. Schließlich hätte ich schon längst alles wissen müssen, ist ja nicht seine Schuld, wenn ich nicht frage. Ich schmierte mir zentimeterdick den roten Lippenstift drauf. Nein mein Lieber, ich brauche dich nicht, heute Nacht gehe ich vögeln. Ich fuhr nach

Saarbrücken, ging in irgendeinen Schuppen, wackelte mit den Hüften wie keine andere in dieser Diskothek, trank Cocktails, einen nach den anderen, ließ mir alles spendieren, und schnappte mir einen. Wir gingen aufs Klo. Schnell, hart, ohne Namen. Es war das, was ich brauchte, den Fick, den ich brauchte, um meine Härte wieder herzustellen zu können, meine Härte, um durchs Leben zu kommen. Ich war stinkbesoffen, als ich zum Bahnhof ging, meine Schminke verschmiert, ich stank nach Schweiß, ich ging ans Gleis und kotzte auf dem Weg in eine Ecke. Fuhr heim und schlief. Am nächsten Tag meldete ich mich krank, ich wollte nicht mehr zu dieser Arbeit, wollte nicht mehr dieses Leben hier. Ich wollte weg. Weg aus diesem Wald, weg von dieser Kälte. Damals auf Mallorca, da war es doch schön. Es gibt so schöne Ecken in dieser Welt. Warum sollte ich hierbleiben? Es gibt nicht nur Hunsrück und Mallorca, es gibt mehr, so viel mehr. Ich habe gespart, also kann ich los. Los in die weite Welt. Meine Wohnung...? Klar sind da schöne Sachen, aber die kann ich ja mitnehmen. Ich kann ja auch nach Köln ziehen, oder nach Berlin, oder Hamburg? Was soll ich hier noch? Ich brauchte lange, um mich von meinem Rausch auszukurieren. Mir war

schlecht. Ein paar Tage war es gut, dann wurde mir wieder schlecht, immer schlechter. Ich ging wieder zur Arbeit, war nur zwei Tage daheim, schließlich kann man das Geld gebrauchen. Mein Plan stand fest, ich würde gehen. Ich wusste noch nicht wohin, aber ich würde gehen. Plötzlich stand er wieder vor meiner Tür. Mit seinen großen Augen. Können wir reden?

„Nein.“

Kam wieder.

„Es tut mir leid.“

„Nein.“

„Wir können doch...“

„Nein, es ist vorbei.“

Dann kam er nicht mehr.

Aber dann kam es mir. Die Übelkeit, das Ausbleiben der Tage. In der Toilette hatte ich doch aufgepasst. Dann kann nur er... Oder doch nicht? Hart. Hartes Holz. Harte Buche. Mitten im Wald. Er kam wieder. Wollte mich umarmen, küssen.

„Ich will zu dir.“

Soll ich ein Leben mit ihm führen? Bis vor kurzem wollte ich das noch, es hätte mich glücklich gemacht. Aber er hatte mich schon verloren. Hart. Harte Buche. Sie wuchs schon in mir. Wurde härter, wenn ich ihn nur ansah. Ich ekelte mich vor diesem Mann, der nun kam und bettelte. Nein, ich war wieder auf dem Schulhof und ich schlug zu:

„Ich bin schwanger.“

So etwas wie Freude leuchtete in seinen Augen auf.

„Du bist nicht der Vater.“

Ich sah diesen Mann danach nie wieder.

Block, der verzweifelte Versuch normal zu sein

Arbeit kam. In einer Arbeit, die natürlich gar nichts mit Kunst und Kultur zu tun hatte. Um in Kunst oder Kultur arbeiten zu dürfen muss man gut sein, in Zeugnissen und in den Augen derjenigen, die das Recht haben einen

zu beurteilen. Sie suchen immer gute Leute. Aber was ist mit den Leuten, die es nicht sind? Was ist mit den Leuten, die einfach nicht gut können, nichts gut gebacken kriegen? Die fallen runter und schämen sich ein Leben lang, dass sie nicht gut sind. Aber meiner sinnlosen Arbeit war ich gewachsen, außer der Erkenntnis, dass es sinnlose Arbeit war. Sollte anderen Menschen helfen, dabei konnte ich das nicht mal bei mir selbst. Menschen wollen nicht, dass man ihnen hilft. Die Menschen, die krachen gehen, gehen das still, ohne Aufmerksamkeit des Staates. Und diejenigen die das Sozialsystem erfasst, wären mit einem monatlichen Scheck ohne den ganzen Beschäftigungsfirlefanz der Maßnahmen besser dran. Es macht keinen Sinn, außer das Leute in diesem System arbeiten. Das Sozialsystem dient nur der Anstellung von Sozialpädagogen und Akademikern, die sonst auf dem Arbeitsmarkt ausgeschlossen wären. Und Hilfe...?: Es gibt viele Projekte, die schön klingen, bei deren Gedanken die Herzen der Geldgeber höherschlagen, aber im Endeffekt hat die Basis darauf keinen Bock. So schöne Ideen für Jugendliche, aber die haben keinen Bock. So schöne Ideen für Migranten, aber die verstehen nichts, so

schöne Ideen für alte Leute, aber die wollen lieber daheimbleiben. Die Menschen haben sich in ihrem Trott eingerichtet, und aus dem bringt sie garantiert kein Projekt oder Maßnahme raus. Aber der soziale Markt boomt, und mit ihm die Arbeitsstellen darin. Man will Menschen in Arbeit bringen, klar gibt ja jede Menge Arbeitslose. Durch Maßnahmen sollen sie integriert werden. In der Wirtschaftskrise 2008 war die einzige Möglichkeit für einen unterdurchschnittlichen Diplomanden in dieser Branche zu arbeiten. Bewerbungen schreiben für andere, anderen erklären, wie man Bewerbungsgespräche führt, wie man einen Lebenslauf schreibt. Jeder weiß, dass das keinen Spaß macht. Und am wenigsten macht es den Leuten Spaß, die in den Maßnahmen beschäftigt werden müssen. Das Problem ist, die einzige Motivation für die meisten Menschen ist Geld. Es hat nur das Sinn, was ihnen Geld bringt. Was sie dafür machen ist egal, am besten ist natürlich gar nichts, Hauptsache Geld. Eigentlich dient Arbeit in diesem Land nur zwei Zwecken, Karriereleiter hochzuklettern und somit mehr Macht zu erhalten und/oder Geld zu erhalten. Es gibt kein: mir macht etwas Spaß und deswegen mache ich es mehr. Denn wenn

wirklich jemand naiv sein sollte und denkt sogar Arbeit könne Spaß machen, oder sinnvoll sein, dann wird er in diesem System kassiert und solange verbrannt, bis nichts mehr von ihm übrig ist. Zurück zu den Maßnahmen, niemand will sie. Außer vielleicht ein paar Statistikerinnen, die denken, dass die Arbeitslosenzahlen für die Dauer der Maßnahme heruntergehen. Irgendjemand in der Chefetage scheint aber mit diesem Mist, der den Steuerzahler Unmengen von Geld kostet, gut zu verdienen. Die Leute werden nicht in Arbeit vermittelt und die Angestellten verbringen täglich Stunden damit, darüber zu referieren, warum jemand für den Arbeitsmarkt nicht geeignet ist. Teilnehmer hören stundenlang, wie sie in Arbeit kommen sollen, man quatscht sie zu und heraus kommt außer einem Haufen neuen Papier, der aus datenschutzrechtlichen Gründen wieder vernichtet werden muss nichts. Es ist Beschäftigungstherapie. Und darin werden gut ausgebildete Leute verbraten. Wenn man das ganze Geld, das in diese Maßnahmen fließt den Firmen zur Schaffung von Arbeitsplätzen zur Verfügung stellen würde, wäre ein großer Schwung getan. Aber das macht niemand. Das System funktioniert in sich und es

wächst und wächst. So ging ich jeden Morgen zur Arbeit, jeden Abend heim, kochte, las, schaute fern. Sonst nichts. Fuhr in den Urlaub, klapperte über die Jahre fast ganz Europa und Nordafrika ab. Ich hatte als Kind geträumt, mir alles anzusehen, wenn ich schon so ein Versagerleben führte, könnte ich wenigstens noch die Welt sehen. Aber der eigentliche Wunsch kam dann doch durch. Was sollte ich mit den Reisen, was sollte ich mit diesem spießigen Leben, eigentlich hat man doch einen so langweiligen unbefriedigenden Job bloß, um Kinder zu bekommen. Auch ohne Mann. Aber ohne geht es ja leider nicht. So entschied ich still vor mich hinzuleben. Still, und leise, ohne klagen an die sinnlose Arbeit, ohne Klagen an das einsame Leben. Ich hatte keinerlei Bedürfnisse nach einem Mann, nicht im mindesten. Warum auch. Aber am Wochenende, wenn die Wohnung geputzt, der Sport gemacht und die Einkäufe erledigt waren, dann kam die große Frage: Und jetzt? Jetzt habe ich alles erledigt, gehe morgen wieder arbeiten, aber wofür? Was jetzt? Es gibt nichts Schlimmeres als ein sinnloses Leben. Und wir selbst entscheiden, ob etwas Sinn hat oder nicht. Für jeden ist Sinn etwas anderes. Was hat Sinn? Wenn man Spaß

hat? Wenn man anderen Geld bringt? Wenn man anderen hilft? Wenn sich Menschen auf einen verlassen? Wenn man etwas sieht? Wenn man...? Im Studium hat man uns beigebracht, dass Sinn das macht, woran man anschließen kann. Demnach wäre ein Kinofilm, den man sieht und den man vergisst, also sinnlos. Es sei denn man sieht die Entspannung, und aufgrund derer kann man wieder etwas anderes machen. Also Erholung macht Sinn, wenn sie zu Produktivität führt? Aber ist alles, was produziert wird sinnvoll? Machen kleine bunte Servietten, die die Umwelt vermüllen Sinn? Ja, wenn sie andere glücklich machen. Wenn man also alles betrachtet, macht viel Sinn, aber den Sinn des eigenen Lebens zu begründen, das ja das ist für viele Menschen zu schwierig. Die meisten werden ihre Kinder nennen, oder Enkel. Im allgemeinen die Familie. Dann geht es schließlich weiter. Aber haben deswegen Kinderlose ein sinnloses Leben? Nein, aber sie haben es schwerer den Sinn zu finden. Bei Kindern kommt dann noch der Aspekt Liebe hinzu. Und genau das war es, was ich wollte: Ein Leben voller Sinn und Liebe. Ich sah mich um, nach einem Kandidaten, der mir diese Zauberglück bescheren könnte, aber es

gab niemanden. Es kam niemand mit einem Zauberstab und sagte: von nun an, bist du die Mutter dreier Kinder. Niemand war auch nur im entferntesten dafür geeignet mir dieses Glück zu gönnen. So kochte ich, jeden Abend, kochte viel, kochte gut, kochte ausgefallen, mit Vorspeisen, Hauptgang, Desserts, mit Gerichten aus aller Welt, und träumte, träumte von nichts anderem als einem Kind, was ich meinen Armen halten könnte, knuddeln, tanzen, erzählen, flüstern, kichern, glucksen, Modeschau spielen, schminken, cremen und frisieren, Puppen kaufen, mit Puppen spielen, Geschichten ausdenken, erzählen, Geschichten spielen, im Spaß schreien, wenn man durch den Wald geht, Bäume umarmen, Blätter sammeln und trocknen, Kastanien sammeln, kleine Tierchen daraus bauen und Kuchen backen, Kindergeburtstage ausrichten, Lesen und Schreiben üben, in der Schule die Lehrer bezirzen, damit das Kind gute Noten bekommt, in der Schule in der Pubertät vorstellig werden, wenn es Probleme macht, Zigaretten verbieten, Beziehungen zulassen, Freunde begutachten, kurz jemanden einen schönen Start in ein Leben bescheren, was hoffentlich für ihn schön erfüllend und gut wird, ein Leben wie man es verdient

hat, um es dann wieder als Wegbereiter für die nächste Generation zu nehmen. Das hätte ich gerne gehabt. Aber es kam so nicht. Ich fand niemand. Ich fand bloß den Kochtopf. Und das Fressen, jeden Tag, Fett, Salz, Zucker, jeden Tag mehr. Trinken war kaum. Wenn ich mal eine Flasche Wein öffnete, stand sie zwei Wochen da, bis ich sie wegkippte. Ich funktionierte, auf meiner niedrigen Ebene, funktionierte, wie eben Menschen funktionieren, die auf dem Weg sind aufzugeben, denn das, was sie wollen, können sie nicht haben und das was sie haben, ist absolut nicht das, was sie wollten. Aber immerhin haben sie etwas. Und das wusste ich, es war nicht nichts, es war bloß schlicht und ergreifend sinnlos. Erfolgreich konnte ich mich nicht nennen in diesem Leben. Ich war öfters kurz davor von der Brücke zu springen, ich dachte absolut nicht mehr, dass noch etwas Gutes kommt. Etwas Gutes. Irgendwann war auch die letzte Hoffnung auf ein Kind weg. Übrigblieb eine kleinere Beförderung zu einem Job, den ich eigentlich schon längst hätte haben müssen, und eine Wohnung, in der ich mich weiterhin am Wochenende fragte: Und jetzt? Hamsterrad. Die Karotte, das Kind nach der ich rannte war weg. Für immer. Als junge Frau war ich von

Hengsten umrundet, aber jetzt dick und fett gefressen gar nicht mehr. Das Aufwachen, worauf es ankommt, und das sind eben absolut nicht die inneren Werte. Ich beschloss nun nicht mehr auf den Grünflächen des Lebens zu weiden. Mein Wunsch nach einem Kind war gestorben. Aber ich war noch ein bisschen die Tochter des Windes, wollte frei sein und hatte da nun auch wirklich Lust drauf. Manchmal muss erst eine Tür zugehen, dass man andere Türen sieht. Und deswegen verließ ich mein immer gleiches Dasein und ging weg von einem Ort, wo ich nichts gefunden hatte: keinen Sinn und keine Liebe und nahm mein Leben wieder in die Hand.

Hunsrück, meine Liebe

Mein kleiner Baum in mir, er wurde weich. Ich wusste zuerst nicht, ob ich das Kind haben wollte. Schließlich hatte ich gerade beschlossen, mir die Welt anzusehen, arbeiten kann man überall. Wollte nach Hamburg, ans Wasser, an den Hafen. Weg von diesem Baumwahnsinn,

den ewig verwurzelten Bäumen, nein, ich wollte Wasser, obwohl ich als Kind doch so Angst davor hatte, aber jetzt wollte ich einfach nur Wasser. In Hamburg gibt es jede Menge Hotels, ich war noch jung, ich konnte noch zupacken. Deswegen dachte ich nach. Ich hatte nie auf meinem Lebensplan Mutterschaft stehen. Mutterglück ist nichts, was jeder auch wirklich als Glück empfindet. Ich sehe meine Mutter an und weiß, sie hätte alles dafür gegeben keine Kinder zu haben, wenn es die Umstände zugelassen hätten. Selten dachte ich an meinen Bruder.... Im Endeffekt hatte ich ihn schnell vergessen. Er wird sein Glück schon gemacht haben.

Geschwisterliebe ist nicht tief, und unsere Familienliebe sowieso nicht. Deswegen dachte ich lange darüber nach. Ein Kind, alleine, und ich weiß nicht mal, ob ich es lieben könnte. Kein Hochgefühl, als ich beim Frauenarzt war, kein: Oh toll ich werde Mutter, ich liebe dieses Kind jetzt schon über alles. Kein Verantwortungsschub, kein „ich muss jetzt aufpassen“-Gefühl, nein, es war eigentlich alles genauso wie vorher, nur dass ich jetzt den Gedanken, nicht das Gefühl hatte, dass ich bald Mutter werden würde. War es mein Baum, der härter wurde? Ich konnte nicht mehr zu der Arbeit. Mein Arzt

sagte auch, dass es besser sei, das erst einmal zu lassen. Ich könne nicht die schweren Matratzen heben und auf dem Boden robben, um zu wischen und zu kratzen, wenn die Schwangerschaft fortgeschritten wäre. War also von der Arbeit befreit. Was sollte ich daheim? Jeden Tag durch den Wald spazieren, dem Bäumemeer. Sollte ich jeden Tag Blümchenteetrinken, keinen Kaffee mehr, kein Rad mehr? Wollte ich das und wollte ich wirklich die Verantwortung für ein anderes Leben? Irgendwann dachte ich nicht mehr darüber nach, irgendwann veränderte es sich, das etwas in meinem Bauch wurde ein Kind, ein Lebewesen. Mein Bauch wuchs, ich schwitzte, furzte, rülpste und es war ok. Ich lernte mich in dieser Zeit selbst anzunehmen. Lernte auf einmal, dass ich schön war, auch ohne Schminke, ohne enge Kleider. Genoss es gut zu essen, liebte auf einmal Kartoffeln. Alle Gerichte mit Kartoffeln waren gut. Alles war auf einmal gut. Ich verbrachte einmal drei Stunden in einer Parfümerie nur um zu riechen. Ich roch mich durch diese ganzen wohligen Düfte, konnte gar nicht mehr aufhören. Alles roch so intensiv. Mein Leben lang habe ich nicht viel Wert auf Gerüche gelegt, aber auf einmal wurde es wichtig. Ich

schief viel und räumte meine Wohnung um, immer ein wenig. Ich hatte meiner Mutter nichts erzählt. Das würde der Buschfunk erledigen. Das wusste ich, es blieb nichts geheim, also würde sie es erfahren. Und warum sollte ich sie unterrichten, es wäre für sie eh egal. So wie ich ihr immer gleichgültig war. Es war der endgültige Bruch mit ihr. Wir beide wussten das. Und ich begann mich auf einmal auf das Kind zu freuen. Jeden Tag ein wenig mehr, auch wenn ich meinen dicken Bauch schwer fand vor mich herzutragen, aber ich freute mich. Und dann kam sie, klein, runzelig, süß. Und mein Baum wurde weich. Sie lag in meinen Armen und ich wusste, diesmal ist es richtig. Glück über meinen ganzen Körper, mein Herz... da lag es mein neues Herz, und es fing zum ersten Mal an zu schlagen. Vergessen waren meine Fantasien vom neuen Leben, ich hatte es jetzt hier, und wir zwei würden es uns gut einrichten, das wusste ich. Wir blieben in meiner kleinen Wohnung. Warum sollte ich sie auch wechseln, wir hatten da ja alles. Viele sagen, dass es am Anfang schwer ist, sie schreien viel und schlafen wenig. Aber wir zwei hatten keine Probleme, überhaupt nicht. Wenn sie schrie wusste ich sie braucht etwas, essen, Windel, Nähe... Ich sang ihr vor, wenn sie genug

getrunken hatte, gab ihr kleine Küsschen auf ihre rosige Haut und freute mich, wenn sie mich anlächelte. Sie war ein genügsames Kind, immer lieb. Wir spielten viel, sie liebte Bauklötze. Dabei hörten wir Kinderliederkassetten. Ich weiß nicht, warum sie die Bauklötze so mochte, schließlich gab es bei uns keine Bauarbeiter in der Familie. Aber ich vermute, es war das Holz. Das bunte und glattgeschliffene Holz. Wir haben es doch in unserer DNA. Sie baute mit ihren kleinen Händchen die schönen Türme, die aber immer wieder zusammenfielen. Sie hatte damals schon Ehrgeiz, baute immer wieder neu, in der Hoffnung, dass es hält. Und es hielt, wackelig, aber immer besser. Sie konnte so gut mit Fehlern und Missgeschicken umgehen. Natürlich, als sie dann aß liebte sie Kartoffeln. Als Stampes, als Bratkartoffeln, Verheiratete, Kartoffelwaffeln, Pellkartoffeln, Salzkartoffeln, Hauptsache eben Kartoffeln. Kann man mehr Glück haben? Ich putzte bald wieder im Hotel, ich kannte dort alles, die Arbeitszeiten waren gut, ich verdiente genug für uns beide, der Kindergarten war gleich in der Nähe. Ich konnte so arbeiten, dass ich immer Zeit hatte, um sie abzuholen. Klar hatten wir nicht viel Geld, wie auch,

aber es reichte. Dachte ich zumindest. Kinder sind genügsam, man braucht Liebe und Zeit für sie, die Geldfrage kommt erst später. Es waren die 60er als sie geboren wurde. Der allgemeine Aufruhr über den Vietnamkrieg berührte den Hunsrück, durch die stationierten Soldaten, aber mich berührte das kaum bis gar nicht. Für mich lief alles seinen alten Gang. Wie für viele andere auch. Die Kinder gingen zur Schule, Erwachsene zur Arbeit, junge Pärchen heirateten, kriegten Kinder, Enkel, arbeiteten und starben. So war alles, was ich sah. Ab und zu, auf die Feste gehen, ab und zu mit den Nachbarn über die anderen Menschen im Ort lästern, dann in die Schenke, und wenn es gut läuft am Wochenende ins Kino. Darüber redet man aber nicht. Beim Reden zählt nur der Klatsch. Und was jemand, über jemand anderen geäußert hat. Deswegen redet hier niemand, denn alles, was man erzählt, wird Allgemeingut, auf einmal weiß es jeder. Jede Öffentlichkeit ist hier immer auch ein Minenfeld, und man überlebt es nur mit Schweigen. Und den Kindern wird es auch eingeprügelt. Man darf nicht reden, nein sei ruhig und mach die Arbeit, egal ob auf dem Hof oder im Wald, im Hotel oder in der Fabrik. Kälte entsteht im

Schweigen. Und Kälte ist hier eh überall, das macht unsere Gefühle auch kalt. Ich wollte, dass meine Tochter es warm hat. Also heizte ich im Winter wie verrückt in unserer Wohnung. Sie sollte nicht an dieser Kälte leiden, wie sonst alle hier. Ich zog sie immer dick an, kaufte ihre dicke Kinderdecken. Nein, sie sollte nicht so kalt und böse wie ihre Großmutter werden, sie sollte ein Sonnenkind werden, keine Kälte im Herzen haben. Das lernen die Kinder früh, auf welcher Seite sie stehen. Im Endeffekt gehen wir alle bloß den Weg, den wir in unsere Wiege gelegt bekommen haben. Wir können nur den Start gut gestalten, nur da können wir selbst dem Kind etwas unwiderrufliches mitgeben, das ist der Nullpunkt. Wenn der schon falsch verläuft, kann man das im Leben nie wieder gut machen. Also sollte der Start für meine Liebe gut sein, dass sie ein gutes Leben hat. Kein interessantes, kein reiches, kein das Beste aus dem Schlechten machen, nein sie sollte ein gutes ein glückliches Leben haben. Kein Weinen vor Kälte auf den Weg zum Kindergarten, kein Schreien und Ignorieren und das ganze Erziehung nennen, nein meine Süße sollte nicht abgehärtet und lebensstauglich erzogen werden, nein meine Süße sollte es guthaben. Sie machte mich

glücklich, also schuldete ich ihr das auch, sie glücklich zu machen. Schließlich schulden das alle Eltern ihren Kindern. Dieser ganze Erziehungsquatsch ist nur Quatsch. Zumindest die ersten Jahre. Wie soll ein Kind Lust auf Leben bekommen, wenn es nur „du sollst, du musst“ hört? Immer müssen...Immer vernünftig sein. Das macht das Leben nicht lebenswert. Immer sparen. Immer aufpassen. Immer vorsichtig sein. Keinem Fremden trauen. Nichts über andere sagen. immer leise sein. Nie ins Wort fallen. Immer zuhören. Keine Widerrede geben. Immer zur Kirche gehen. Immer mächtigen und reichen Menschen den Hintern küssen. Fleißig sein. Alles machen, was die Lehrer sagen. Nie ausbrechen!

So habe ich nicht leben wollen, also warum sollte ich mein Kind in diese Richtung bringen? Kinder haben Energie, warum sollte man sie ihnen nehmen? Das Leben teilt früher oder später eh aus, und die Schläge des Lebens sind hart. Darauf kann man nicht vorbereiten, weder indem man Kinder früh bricht noch indem man sie überbehütet. Man kann ihnen eben nur den Start erleichtern, dass sie noch Kraft haben um den

Mist, der dann später kommt, noch auszuhalten und im besten Fall den meisten Mist umschiffen können. Denn solange sie leben guten Gedanken an die gute Kindheit erhalten, das kann man als Mutter mitgeben, mehr nicht und doch ist es für viele alles.

Block, Risiko für den Sinn

Reisen. Das beste am Reisen ist, dass man wieder in Bewegung kommt, raus aus dem Trott. Gewohnheiten durchbricht. Im Allgemeinen ist es gut öfter mal etwas Neues zu machen. Dafür eignet sich reisen.

Mehrmonatiges, vielleicht sogar mehrjähriges. Danach ist vieles anders, darauf muss man gefasst sein. Man kommt nicht in das alte Leben zurück, denn es gibt kein Zurück, nie, egal was man macht. Wenn man also das bisherige Leben ablegen möchte, kann man gehen. Wenn man sein jetziges Leben liebt, wäre es unschlau zu gehen. Dann sollte man Urlaub machen. Aber nicht den Platz wechseln, nicht gehen. Aber ich ging, durch eine neue Tür des Lebens, die ich in meinem Labyrinth

des Lebens zur Auswahl hatte. Ungezwungen, frei, anders geht es nicht. Zwang führt zu Unglück. Ich hatte mich versucht durch die Tür der Normalität zu zwängen, aber das war Quatsch. In der Durchschnittlichkeit liegt das Glück, das stimmt, aber eben nur für den Durchschnittlichen. Wenn man unterdurchschnittlich ist, macht es keinen Sinn den Durchschnitt zu spielen, nein dann macht diese Tür nur unglücklich. Natürlich hat es etwas für sich im Strom mitzuschwimmen, wenn man davon ausgehen kann, ein regelmäßiges Gehalt zu haben. Abgesichert zu sein, wenn etwas schief geht. Wenn man sich etwas leisten kann... Aber es reicht nicht. Für mich zumindest nicht. Nur Bequemlichkeit ließ mich all die Jahre an einem Ort bleiben. Man könnte auch sagen Faulheit. Also brauchte ich wieder Bewegung, Tritt in den Hintern, dann los. Risiko auf Hundert für die Bewegung. Man trifft beim Reisen Menschen mit Sabbatical oder ähnlichem, die die Stellen wieder erwarten, wenn sie heimkommen. Die ein eingerichtetes Leben erwartet, wenn sie wieder kommen. Aber das ist etwas für die Besseren, diejenigen mit den guten Abschlüssen, denjenigen die etwas können, und dies in guten Jobs zeigen können. Nicht für

uns, die Looser, diejenigen, die sich durchkämpfen müssen für ein kleines bisschen Zucker. Nein wir, wir müssen mehr investieren, mehr riskieren, um ein kleines bisschen Glück zu haben, wir müssen mehr in die Wagschale werfen. Unser Preis ist höher, er heißt absolutes Loslassen und Zurückkehren in die Unsicherheit. Was ja auch gut ist. Wozu man Mumm braucht, und sich ein interessantes, abwechslungsreiches Leben schafft. Warum soll man einer Karotte nachrennen, von der man genau weiß, dass man sie nicht bekommt. Man sollte der ewigen Drohung des Prestigeverlusts den Stinkefinger zeigen und wenn schon fallen, dann wenigstens auf eigene Art. Also raus aus dem Nachrennen, raus aus dem Karren, auf dem mehr als genug Leute sitzen, die man ziehen muss. Der Esel will auch mal über die Weiten laufen und springen und im Bach trinken und mal ein paar Sonnenstrahlen genießen, einem Schmetterling nachjagen und ein paar Blümchen fressen. Der Esel ist eben nicht nur ein Nutztier, auch wenn das jeder denkt, aber auch Nutztiere wollen etwas vom Leben. Auch wenn sie dann vielleicht nie wieder als Nutztier funktionieren, denn wer einmal die Freiheit

kennengelernt hat, wird ihr nicht mehr entkommen wollen. Freiheit, niemanden Rechenschaft über sein Tun und Handeln ablegen müssen, solange diese Entscheidungen nur das eigene Leben betreffen. Schlafen, essen, trinken, wann man will, ansehen was man will, trödeln, wandern, Museen und Stätten erkunden, sich durchschlagen an chaotischen Bahnhöfen und Menschen kennenlernen, ohne sich verpflichten zu müssen. Man bricht aus. Und muss nirgendwo mehr andocken. Und wird es sein Leben lang auch nie mehr können. Man hat eine Entscheidung getroffen, die von der Mehrzahl der Arbeitgeber in diesem Land nicht gern gesehen wird, auf der unterdurchschnittlichen Ebene, da wo man doch nur funktionieren soll, da wo für so viele Menschen keine Persönlichkeit erlaubt ist, da wo man seinen Mund halten soll, schweigen soll und froh sein soll, den Job zu haben. An diesen Stellen sieht man es nicht gern, die Menschen, die ausbrechen. Aber was hat man von einer Arbeit, die man nicht mag, einem schlechten Gehalt und einem Ort wo es einen nicht gefällt? Nur damit einen allen akzeptieren und sagen, die ist so schön fleißig? Dann lieber reisen, dann lieber frei sein, oder wie die

Sterne so schön singen: „Ich esse eure Suppe nicht. Nein eure Suppe ess ich nicht. Schon lieber mach ich haufenweise Miese und fahr die neu gekaufte Karre auf die Wiese.“ Also gehen, raus aus dieser Gesellschaft. Raus. Reisen war eigentlich die zweite Wahl, aber ich wusste ich würde nie Kinder bekommen, nie eine kleine Familie haben. Das von vielen anvisierte Ziel der Mittelschicht Familie war für mich nicht erreichbar. Würde es nie sein. Also wurde Plan B zu Plan A und es war der richtige Plan für mich. Absolut. Es ist egal wohin man reist, aber ich empfehle, am besten raus aus Europa. Europa hat seine vor Geld stinkenden Strukturen. Aber im globalen Süden da gibt es das noch, die Kultur und das Leben, was in allen Ecken brummt auch ohne viel Geld. Da sieht man, dass man gut essen kann, gut feiern kann, Kultur für frei erleben kann, auf Märkten gute Klamotten kaufen kann, mit Menschen für wenig Geld in einem Dorm schlafen kann, ans Meer gehen, ohne in einem Hotel bezahlen zu müssen, ja dass man für wenig Geld, auch für die Einheimischen dort für wenig Geld, eine Infrastruktur vorfindet, die auch ohne viel Geld funktioniert, vor allem dadurch, dass von den Einheimischen genutzt wird. Ich war in einem Taxi.

Habe ihm den Preis für eine Strecke hinwärts gezahlt und bin wieder mit ihm zurückgefahren. Der Taxifahrer hat einen Teil des Geldes, was er durch mich verdient hatte gleich in einen Scheibenputzer, einen jungen Typ auf der Straße investiert. Das würde ein Europäer nicht machen. Geld muss fließen. Und es fließt im Süden, in kleine Dinge, die das Leben schöner machen, gerade bei den kleinen Leuten. In den billigen Bussen der Einheimischen kommen die Verkäufer, mit ihren Lebensmitteln und verkaufen. In die reichen Busse, genutzt als Shuttle für Touristen nicht. Die Armen leben oft vom Kaufen und Verkaufen, und alle Einheimischen nutzen dies. Man braucht zum Glücklichsein keine tollen Hochleistungs- und Schnellzüge, keine klimatisierten Busse. Aber wenn man in einem Gefährt sitzt und es kommt jemand vorbei und verkauft frisches Obst, was bezahlbar ist, dann macht es die Fahrt angenehmer. Die Armen im globalen Süden haben Infrastruktur, die Armen in Europa nicht. Bei uns gibt es nur die Infrastruktur des Geldes. Wenn man nicht ein Haufen Geld bezahlt, bekommt man nichts. Wenig Geld in der ersten Welt ist gleichbedeutend mit keinem Geld, da lohnt die Arbeit nicht. In Deutschland konsumiert man,

wenn man etwas braucht, im Süden konsumiert man, weil man es mag. In Südostasien sind die Restaurants voll. Restaurants heißt Plastiktische, kleine Plastikstühle, und eine Frau mit einem großen Kochtopf am Straßenrand. Das Essen ist besser als in jeglichem Durchschnittsrestaurant in Deutschland, und auf das Essen kommt es an. Die Prioritäten sind der Unterschied. Wir können und müssen viel vom globalen Süden lernen, aber noch gehen wir mit erhobener Nase durch diese Welt und erzählen wie arm doch alle sind, die müssen sogar Obst im Bus verkaufen, anstatt dass wir sehen, wie bereichernd Armut sein kann, wenn man sie mit ein wenig Freiheit und Kreativität und Akzeptanz verbindet. Also liebte ich das Reisen, war im Königreich der Armen. Lief den ganzen Tag in Jogginghose und Basecap durch die Gegend, und sah so, ohne dass ich es gewollt hätte wie die meisten Leute im globalen Süden aus. Zumindest von den Klamotten, aber nicht von der Haut, und die zählt in dieser Welt alles. Aber das ist ein anderes Thema. Ich ging nach dem Reisen nach London. Schöne Stadt. Jeder verbindet London mit teurem Geld, für Mieten... Ich bin in der Glocke der modernen Märchen hingegangen, erfolgreich zu werden,

Geld zu verdienen und wenn ich Bock habe am Wochenende spontan irgendwohin fliegen. Global unterwegs sein. Welt erleben, in Welt sein, Geld für die Freiheit zu haben. Freiheit in der Welt zu leben zu lieben und zu arbeiten. Zuerst würde ich als Verkäuferin arbeiten und dann immer weiter aufsteigen, bis ich Einkäuferin in einem großen Modeunternehmen würde. Schließlich hatte ich Diät gemacht, war jetzt schlank und rank... und hatte ich nicht gesehen, dass dies die Eintrittskarte zu guten Jobs war? Nicht was man arbeitet zählt, sondern wie man aussieht. Bevor eine hässliche Frau Karriere macht, muss einiges passieren. Und wenn hässlich dann muss sie gepflegt und schlank sein, nur so kommt man weiter. Frauen in Führungspositionen legen alle Wert auf ihr Äußeres. Das symbolisiert, für Männer, dass sie etwas auf sich halten und für sich selbst, dass sie sich im Griff haben. Aussehen ist für Frauen 80 Prozent der Miete, in beliebten Jobs. Eine Frau, die nach Zwiebel riecht und übergewichtig ist, hat keine Chance, da kann sie so hart arbeiten, wie sie will. Also hatte ich mich runtergehungert, bin von der ewig kochenden und fressenden Tante zur absolut Schlanken avanciert. Ich hatte ein Unidiplom und war ja sowieso

die Geilste, also würde ich es in London auch schaffen. Aber keiner stellt eine Idiotin an, zumindest nicht in einem guten Job, egal ob sie nun gut aussieht oder nicht. Ich hatte mich verschätzt und arbeitete in dem schlechtesten Job, den man machen kann, in einem Warehouse, Aufkleber auf Flaschen kleben. Es war schlimm. Es nervte. Ich nervte. Meine Kollegen nervten, mein Chef nervte, die Flaschen und immer wieder die Flaschen nervten... Das Öl in den Flaschen, die Labels auf den Flaschen... War ich deswegen hierhergekommen? Ich war eine nicht gerade eine Leuchte, aber das, das war eine Stelle für eine Autistin. Natürlich hatte ich versucht in andere Stelle zu kommen. Es gibt nicht viel was noch schlimmer ist als sich ständig zu bewerben, denn es macht keinen Spaß ständig bewertet und abgeschoben zu werden. Wie ein Stück Ware. Ich hatte meine Chancen, war bei einigen Gesprächen und habe total versagt. Absolut. Konnte nicht bestehen, war wie immer nicht gut genug. Meine Arroganz hat mich einiges gelehrt, ich dachte, wenn ich mich herablasse Verkäuferin zu werden, würde ich es schaffen. Tja, Hochmuth kommt vor dem Fall, mich wollte niemand. Mich runtergehungertes, diplomiertes,

weißes, alleinstehendes Etwas, von dem ich dachte, ein Traum für den Arbeitsmarkt zu sein wollte niemand, ich bekam nur meinen Job auf Behindertenwerkstatt - Niveau. Aber ich genoss London, meine Wochenenden waren immer verplant, mit Museen, Kino, kleineren Spektakeln, Märkten, Shoppen, Cocktailbars, Spaziergängen, Pubs... Es war immer schön. Joggen im Park, jeden Tag, einmal wurde ich abends eingeschlossen. Ich kletterte über das Tor und sah noch den Parkwächter. Auf meine Frage, warum er abschließe, obwohl ich noch drin bin, antwortete er mir, dass er dachte ich schlafe in dem Park. Naja... Meine empfindliche Seele hat das nicht ernst genommen. Die Museen sind toll in London, ich ging in alles Mögliche und in einer Ausstellung fand ich dann das, was ich bin, in meiner Lebensweise. Es wurden dort viele Exponate der Entwicklung zu der Akzeptanz der Homosexualität gezeigt. Mir fiel es wie Schuppen von den Augen, nicht, dass ich homosexuell wäre, nein vielmehr bin ich jemand, der nur alleine kann. Die meisten Menschen sind auf der Suche nach dem Partner, als ob das immer das Nonplusultra wäre, nein ich bin ein Mensch, der gerne alleine ist. Privat hundert Prozent. Natürlich

machte es Spaß sich mit fremden Menschen zu unterhalten, und immer neue Leute kennenzulernen. aber eine langfristige Beziehung mit Sex visierte ich nicht an. Es wird immer so getan, als ob man alleine nicht durchs Leben kommt. Und für Kinder braucht man ja sowieso immer Unterstützung, als ob es alleine nicht möglich wäre. Man könnte ja sagen, es gibt einen Grund, dass zwei Personen zur Zeugung notwendig sind, aber das Argument greift bei Homosexuellen, die auf allen möglichen Arten Kinder bekommen, dann auch nicht mehr. Aber selbst das Thema Kinder war ja bei mir durch. Umso mehr musste ich mir eingestehen, dass ich gern allein war. Frei, mobil, schnell, hart aber allein. Selbsterkenntnis im Londoner Museum.

Am meisten in London liebte ich aber trotzdem die Menschen, genauer gesagt das Multi-Kulti. Alles lief durcheinander, keine ethnischen Wohnviertel, nein, da lebt Schwarz neben Weiß, das indische Restaurant ist neben dem Pub, und die Frau im Tschador läuft neben der Frau im Minirock. Sheppards Bush, der beste Platz zum Menschenbaden. Aber ich wollte London verlassen, solange ich es noch gut finde. Es fing an zu kippen. Der

Job war zu beschissen und es gab keine Möglichkeit etwas Besseres zu finden. Ich kündigte im Affekt, mein Chef hatte sich über mich lustig gemacht, ich konnte nicht mehr. Nach dreimonatigen Aufkleben von Aufklebern ging ich, in der festen Überzeugung in Deutschland sofort wieder einen Job zu haben, einen der besser ist, mit Anspruch, einen, wo ich mein doch so bisher unentdecktes Talent einbringen konnte. Ich lernte auf der Rückfahrt im Bus einen jungen Mann kennen. Wir unterhielten uns gut. Er sagte zum Schluss zu mir: Geh zurück nach London, du gehörst dahin. Aber ich ging, wieder einmal. Man muss wissen, wann man gehen muss, der Zeitpunkt und die Art des Endes ist wichtiger als der Beginn. Und aus London bin ich absolut richtig gegangen, mit der festen Überzeugung einen guten Job in Deutschland zu finden und dann in London Urlaub zu machen, mit einem dicken Konto und der Möglichkeit zu Shoppen. Ich behielt meine Tube Card, als Symbol, dass ich wiederkommen würde. Aber das Leben spielt seine Karten eben anders, bis man vor dem Spiegel steht, nackt und erkennt, dass alles, was man wollte nur eine Illusion der Traumfabrik war, die in unser aller Köpfe kursiert und zu nichts als Versagen führt. Es gab eine

Zeit, da dachte ich, dass man sich an Versagen gewöhnt. Es stimmt nicht, das Gegenteil ist der Fall. Jedes Versagen macht es schlimmer, mit jedem Hinfallen steht man schwerer auf. Es heißt, wenn man jung ist steckt man alles besser weg. Dem ist ebenfalls nicht so. Die ersten Schläge treffen am meisten, sie sind der erste Kontakt zur Realität und zeigen einen den Weg. Versagen ist scheiße, man lernt nichts draus, zumindest nicht für einen selbst, wie auch, nichts passiert zweimal im Leben, also wird man das Gelernte nie wieder anwenden können. Der Satz aus Schaden wird man klug, ist Quatsch. Schaden macht nicht klug, Versagen auch nicht, man wird nur müder, geschwächer, enttäuschter und irgendwann verzichtet man darauf wieder aufzustehen. Anderen kann man seine Weisheiten natürlich auch nicht mitteilen. Niemand glaubt jemanden etwas, es sei denn es ist ein toter Philosoph. Das geschriebenen Wort ist dann mächtig. Aber die kleinen unterprivilegierten Etwases...? Warum sollte man ihnen etwas glauben, schließlich haben sie versagt? Und es gräbt sich ein, das Versagen, man sieht es, bis in die letzte Haarspitze gräbt es sich ein. Armut hinterlässt eine Patina und Versagen zerstört den

inneren Glanz, das Charisma. Versagen frisst den Menschen von innen auf, und jeder sieht es, jeder spürt es, jeder riecht den Geruch des Versagers. Und das Harte ist, keiner möchte sich mit Versagern umgeben, sogar die anderen Versager. Sie werden gemieden bis der Versager auf Dauer sich selbst hasst. Dann ist die Menschwerdung vollzogen. Nun, aber damals dachte ich noch oder wieder, aufgetankt durch das Reisen, dass es einen Platz für mich geben würde, einen Platz wo ich das was ich bin einbringen könnte. Also ging es zurück nach Deutschland.

Hunsrück, Kinder

Meine Tochter: jung, hübsch, quicklebendig. Bei ihrer Schuleinführung gebe ich zu hatte ich Angst, was nun werden würde. Ich wusste noch, wie es bei mir war, mit all den anderen ... Was wenn es ihr genauso gehen würde? Wenn sie sich auch durchschlagen müsste. Die Schule war mittlerweile größer, sie hatten angebaut. Und sie war bunter, überall hingen Bilder, die Kinder

gemalt hatten und es gab Möglichkeiten in einem Chor zu singen. Meine Süße hat ja immer gerne gesungen, also dachte ich, dass das gut wäre, sie singen zu lassen. Es war ein guter Schritt. Sie fühlte sich wohl in der Schule und fand schnell viele Freunde. Halt wie Kinder Freunde finden, sie spielten zusammen. Sie passte im Unterricht auf, die Lehrerin sagte bei jedem Elternsprechtag, dass sie eine nette, aufgeschlossene und gute Schülerin sei. Es war eine junge Lehrerin, sie kannte mich nicht, und die ganzen Geschichten und Mythen, die um uns drei rankten und immer noch nicht ganz verstummt waren. Ich war froh drüber. Darüber, dass die Lehrerin unvoreingenommen war und darüber, dass anscheinend meine Wärmepackung in der frühen Kindheit gut für meine Süße gewesen war. Sie hatte ein sonniges Gemüt bekommen, sie lachte viel und wurde gemocht. In der dritten Klasse sagte die Lehrerin beim Elternsprechtag, nur im Nebensatz, dass es manchmal zu kleineren Reibereien mit einem Mitschüler kommt, aber Kinder seien eben Kinder. Ich ging nicht darauf ein, aber als ich daheim war dachte ich nach. Was wenn das eben nicht nur kleinere Reiberein waren? Schließlich sollte sie unbeschwert durch die Kindheit kommen. Was

wenn sie gehänselt würde, man sie schlägt, schubst, erniedrigt? Meine kleiner Schmetterling ... Nein das hat sie nicht verdient. Also rief ich im Sekretariat an, und fragte, ob ich nochmal einen Termin mit der Lehrerin bekommen könnte. Warum denn? Es war doch erst Elternsprechtag gewesen.

„Ja, aber es gibt Unklarheiten.“

„Welcher Art denn?“

„Kann ich oder kann ich nicht, nochmal mit der Lehrerin sprechen?“

Da war sie wieder meine Faust vom Schulhof, da schlug ich nochmal und es zeigte Wirkung.

„Ja, natürlich.“

Wir machten einen Termin für die folgende Woche. Ich ging hin und stellte meine Fragen. Wer der Junge sei, was genau das Problem sei, warum gebe ich Reibereien. Sie versuchte mich auf ganzer Linie zu beruhigen, denn schließlich gebe es keine Probleme.

„Warum haben Sie ihn dann erwähnt?“

„Ich versuche den Eltern jede Kleinigkeit mitzuteilen, aber das ist wirklich nicht weiter von Interesse. Er hat sie nur einmal geschubst, man habe ihn klargemacht, dass das so nicht geht und er hält sich dran. Vielleicht sollte sie mit ihrer Tochter reden, aber wenn diese ein Problem darin sehen würde, hätte sie ihr ja bestimmt schon was erzählt, schließlich haben die zwei doch sicher ein gutes Verhältnis.“

Mein Gefühl sagte etwas anderes, aber es überzeugte mich. Schließlich war die Lehrerin so nett.

Zwei Tage später rief der Direktor an, ob alles gut gegangen sei, in dem Gespräch, ob meine Fragen alle beantwortet worden seien.

„Natürlich, ja.“

Ich fand es seltsam. Aber meine Tochter erzählte auch nichts, von dem Jungen, nein sie lachte und zwitscherte, wie immer lustig und ein wenig unbeholfen weiter durch das Leben, so dass ich es schließlich nicht mehr ansprach. Wie auch? Man kann ein kleines Kind nicht löchern, es wäre das Letzte gewesen, was ich hätte tun wollen. Denn wir schweigen hier, das ist so. Aber eines

Tages kam sie mit einem blauen Fleck heim. Ich wusste es war nicht ihre schuld, und ich wusste, dass nun nichts mehr daran vorbeiführen würde, ich müsste mit ihr reden. Verstockt kam es langsam raus. Der Junge schlug immer auf sie ein. Anfangs hätte er nur geschubst, aber in den letzten Tagen schlug er zu. Was sollte ich machen? Meinem Kind sagen schlage zurück? Sie war klein und zart, sie war nicht wie wir damals, sie hatte die Härte nicht. Also entschied ich mich wieder mit der Lehrerin zu reden. Dafür ist sie schließlich da. Eine Lehrerin sollte sich darum kümmern können. Meine Tochter sagte mir den Namen des Jungen. Damit bewaffnet rief ich an der Schule an. Aber man hatte keine freien Termine mehr. Also tauchte ich unangemeldet auf.

„Bitte gehen sie! Das ist hier eine Schule.“

„Das weiß ich, deswegen sollten sie sich um die Kinder kümmern.“

„Schreien sie nicht so!“

„Dann lassen sie mich jetzt zum Direktor.“

Man ließ mich vor.

„Wissen sie ihre Tochter hat sehr viel Fantasie.“

„Fantasie macht keine blauen Flecken.“

„Nun, woher die kommen kann niemand sagen.“

„Was meinen sie damit?“

„Nun, im Gegensatz zu meiner jungen Angestellten, bin ich hier schon eine Weile, und wir wissen, was sie und ihre Familie in diesem Ort sind.“

Mir schossen Tränen in die Augen.

„Meine Tochter hat mir den Namen des Jungen genannt.“

Er stutzte.

„Es ist Manuel. Aus ihrer Klasse.“

„Nun das ist eine Unterstellung. Sie wissen, dass Manuel der Sohn des von uns allen geschätzten Stadtratsmitglied ist. Der Vater möchte nächstes Jahr als Bürgermeister kandidieren. Und er wird es werden, der nächste Stadtbürgermeister. Wollen sie gegen ihn Behauptungen aufstellen...? Dass sein Sohn ein Schläger wäre? Sie sind Reinigungskraft...?“

„Was hat das damit zu tun? Ich verdiene mir mein Geld wie jeder andere.“

„Ja, aber reicht es für einen Anwalt? Der Vater des Jungen wird das nicht auf sich sitzen lassen, er ist schließlich nicht der Vater eines Schlägers... Und dann ihr Ruf. Wer ist überhaupt der Vater des Kindes, wissen sie das? Und ihre Eltern. Wollen sie das alles einem Richter erzählen, und riskieren, dass man jemanden wie ihnen ihr Kind wegnimmt? Sie haben nichts, können nichts, sind nichts. Und ihre Tochter kann froh sein, dass sie in unserem Land eine gute und kostenlose Ausbildung erhält, noch dazu hat unsere Schule einen tadellosen Ruf. Tadellos. Wir werden noch weiter ausbauen eine Realschule soll hier noch angeschlossen werden. Es sind große Pläne.“

„ Klären sie das. Der Junge schlägt mein Mädchen. Wenn sie es nicht klären mache ich das.“

„Drohen sie uns? Hier in meinem Büro?“

Ich schnaufte, kämpfte mit allem, was in mir drinnen brodelte. Weil dieser Mann irgendein Kommunalpolitiker die Karriereleiter hinaufwill, soll sich mein Mädchen

schlagen lassen? Ich merkte, dass ich blass wurde, vor lauter Hass, auf diesen Direktor.

„Im Endeffekt sind es doch bloß Kinder. Sie werden sich schon wieder einkriegen. Da mischt man sich am besten gar nicht ein.“

Ich ging heim, dachte an meinen Schmetterling, mein kleines Herz, das ich so gut behütet hatte, sie sollte es anders haben als ich, nicht so schwer. Sollte rauskommen aus dem Kreislauf des Wehtuns, Wehgetan Werdens, seelischer und körperlicher Kämpfe. Sollte in Watte gepackt werden. Aber das Leben ist das Leben. Er hat mir gesagt, was wir für eine Familie sind. Hat mich frech und gemein nach dem Vater gefragt und frech und gemein mit dem Jugendamt gedroht, dem Richter. Es sind Kinder, hat er gesagt, ja, dann werden es die Kinder klären, und meine Tochter ist kein Opfer. Sie wird es nie überwinden, wenn sie sich nicht wehrt. Nie. Das muss sie jetzt. Sie kam nach der Schule heim, ich sah ihr an, dass sie geweint hatte, meine ewige strahlende kleine Liebe.

„Maus.“

„Ja Mama.“

„Wenn dich das nächste Mal jemand schlägt, dann schlägst du zurück. So hart du kannst, gleich beim ersten Schlag. Und wenn er sich wehrt, noch mehr. Schlag zu. Bis er weint oder wegrennt. Denk nicht nach, hab kein Mitleid, nie. Der ist gemein zu dir, sei du es auch. Wir sind keine Opfer.“

„Ja, Mama.“

Ich zeigte ihr, wie man trat, schlug, wo es am meisten weh tat. Und sagte immer wieder: „Hab kein Mitleid, entweder er oder du. Und dann besser du.“ Ich stand also wieder auf dem Schulhof, in einem neuen Leben, dem Leben meiner Tochter. Es wird nie aufhören, die Bahnen sind da. Manche Kriege sucht man sich nicht aus, aber man muss sie kämpfen. Ich zeigte ihr immer wieder, wo sie hintreten sollte, wo sie schlagen sollte. Ohne Mitleid.

Es war dann doch schnell geklärt, kein großes Aufhebens darum gemacht. Ich dachte es würde Kreise ziehen, wenn sich meine Tochter wehrt, aber es blieb wirklich bei diesen einen Kampf gegen den Jungen,

während der ganzen Grundschule. Schließlich musste sie ihn nur ein paarmal richtig vermöbeln. Kinder kennen von der Kraft keinen Unterschied in den Geschlechtern, das war ihr Vorteil. Sie machte es so, wie ich es ihr gesagt hatte, losschlagen, kein Mitleid. Sie müssen sich richtig im Dreck gesuhlt haben. Es war gut, dass sie das alleine geklärt hat, so schuldete sie niemandem etwas. Danach war mein kleiner Schmetterling aber nicht mehr so ein kleiner Schmetterling wie zuvor. Sie hatte die Macht entdeckt, wenn auch auf kindliche Weise, sie hatte begriffen, dass man, wenn man sich selbst lieben will, kein Opfer sein darf. Und sie und ich hatten entschieden, dass wir keine Opfer mehr sein wollten, weder hier und jetzt, noch irgendwo und irgendwann später.

Aber das Leben ist selten geradlinig. Man redet oft von den Schlüsselerlebnissen von den Richtungsentscheidungen, von dem Auswählen der Wege oder des Weges. Redet von den Kreuzungen, wo man sich entscheidet, wo man abbiegt, und das ganze Leben ändert sich. Aber das Leben ändert sich nie von Knall auf Fall. Viele denken aber trotzdem es wäre so.

Deswegen scheitern fast alle Neujahrsvorsätze. Man nimmt es sich vor und denkt nun fährt man auf der Hochgeschwindigkeitsstraße des guten Vorsatzes. Aber der gute Vorsatzweg ist eben nicht gerade und glatt. Vielmehr verirrt man sich zehnmal und geht ihn auch oft zurück, nur um es dann wieder zu versuchen. Aber der neue Weg entsteht eben nicht von heute auf morgen. Zumindest nicht bei den kleinen Menschen. Wenn ein Genie seinen Komet von Anfang an geht, gut, aber die meisten Menschen haben kein Genie, kein Schicksal, sie kämpfen mit der Sinnlosigkeit ihres zugewiesenen Platzes. Sinnlosigkeit. Sie ist wie der Krieg, sieht und versteht man sie einmal, sieht man sie überall. Dabei steckt so viel Gutes in diesem Wort. Losigkeit, lose sein ... also nicht angebunden sein, frei sein... Sie fliegt die Sinnlosigkeit, lässt sich nicht einsperren, nicht an einer Leine festbinden und dann spazieren führen. Wie ein Blatt im Wind... Wer sagt, dass das schlecht sei? Sie ist nur irgendwann schlecht gemacht worden. Sinnlosigkeit bedeutet nicht das nicht Vorhandensein von Sinn, sondern nur ein loser Sinn, frei, einer der nicht überall andocken kann, den sich nicht jeder habhaft machen kann. Er wirbelt durch die Lüfte, und hat den Sinn nur für

den Sinn. Einfach nur weil er da ist, ohne von jedem benutzt zu werden. Vielleicht sollte man mehr Zeit darauf verwenden die neue freie Art des Sinns zu erkennen, anstatt es als die Abwesenheit des Sinns zu beziehen. Aber es ist wie alles im Leben, das neue und freie wird von dem Konservativem bekämpft. Man hat dann eben doch Angst, vor dem steilen Hang, der neben der Freiheit verläuft. Viele warnen vor dem Abhang, aber wenn man auf sie alle hören würde dürfte man gar nichts mehr machen. Und leider ist das auch so. Die meisten verpassen auf dem Weg der Sicherheit das eigene Leben. Dabei läuft es für die Kleinen früher oder später eh schlecht. Dann sollte man wenigstens noch einmal Spaß haben. Dachte ich und ging mit meiner Tochter ins Kino... Das geht immer, mit jedem, egal ob Opfer oder Täter. Von da ab taten wir das oft. Sie liebte die Leinwand. Ich auch. Kinderfilme sahen wir genauso wie Heimatfilme, die Lausbubenfilme, Winnetou... Mit Heintje konnten wir nichts anfangen. Im Fernsehen schauten wir alle Filme an, solange sie einigermaßen altersgerecht waren. Sissi, ein immerwährender Klassiker, Prinzessin, klar welches kleines Mädchen träumte nicht davon auch selbst Prinzessin zu sein. Aber

das wurde dann schnell weniger. Die Rothaarigen wurden dann wichtiger. Hexen aller Art und natürlich Pippi Langstrumpf. Die Heldinnen der kleinen Mädchen. Sie wurde dann von dem kleinen Schmetterling zu einem kleinen Wildfang. Hatte viele Freunde, ich war erstaunt, wie schnell immer ihre besten Freundinnen wechselten, sie hatte die Energie von zehn Atomkraftwerken und sie wurde immer mehr. Und ich ließ sie wachsen. Und sie wuchs, besser als Efeu. Ein Kind ist keine Arbeit, ein Kind ist nicht sinnlos, ein Kind ist ein Band, was einen in dieser Welt hält, man nennt das Liebe. Aber sie wurde immer wilder. Als Jugendliche färbte sie sich auf einmal die Haare... ich ließ sie.. ich hörte, dass sie knutschte... ich ließ sie.. sie schwänzte die Schule, ich ließ sie... Eines Tages rauchte sie in unserer Küche. Ich kam gerade von der Arbeit, ich arbeitete im Amt, erledigte kleinere Schreibarbeiten, sortierte, heftete, nichts Besonderes, aber im Laufe der Jahre erwies sich diese Arbeit als leichter als das Housekeeping. Das Hotel hatte auch immer wieder verlauten lassen, dass es schließen werde, die Gäste blieben immer mehr aus. Und ich musste an unsere Zukunft denken. Wir hatten im Amt regelmäßige Arbeitszeiten, ich konnte sitzen,

man sagte mir konkret, was ich tun sollte, und das tat ich. Im Laufe der Jahre lief es automatisch, ich kannte die Abläufe, hatte die Routine. Es brachte mir viel. Ohne mich anstrengen zu müssen, nur wach und genau arbeiten, es war etwas für mich. Als ich an diesem Abend nach Hause ging, dachte ich noch, dass ich mir mein Leben gut eingerichtet hatte, dass es ein unabhängiges gutes Leben sei. Uns beiden ging es gut. Wir lebten gut zusammen, ich und meine Tochter, ich bin mir sicher, die wird noch was. Sie macht bald ihren Abschluss, vielleicht bekomme ich sie ja im Amt unter? Oder sie reist, das machen jetzt viele. Ich würde es ihr wünschen, sie könnte erst ein wenig arbeiten und dann los, die Welt ansehen, Italien, Spanien, England... Die Welt ist groß. Es wird Sommer, im Leben und im Jahr die schönste Zeit. Ich schloss die Tür auf, und da saß sie in der Küche und rauchte.

„Ich wusste nicht, dass du rauchst...“

„Naja, du weißt vieles nicht.“

Offen feinselig. Hatte ich was verpasst?

„Mach sie bitte aus. Ich will nicht, dass hier geraucht wird.“

„Ach so, in deinen doch so kitschigen Wänden darf nichts dreckig werden.“

Was war hier los?

„Ich bitte dich hier nicht so mit mir zu reden.“

„Ach ja, wo dann?“

„Was?“

„Verstehst du wieder nicht, hm?“

„Was?“

„Du bist für alles zu blöde...“ Sie schrie mir das ins Gesicht. Warf auf einmal die Zigarette in das Waschbecken.

„Ja, du bist für alles zu blöde...“

„Ach und du bist Frau overschlau, oder was? So redest du nicht mit mir. Was denkst du dir mich so zu behandeln, du hattest es immer gut bei mir.“

„Gut? Ich weiß nicht mal, wer mein Vater ist. Aber das weißt du ja auch nicht, nicht wahr, die größte Schlampe im Ort, das warst du.“

Da habe ich mich vergessen. Nicht darüber nachgedacht, ich habe ihr einfach eine reingehauen. Es ging zu weit.

Sie schaute mich irritiert an.

„So kannst du nicht mit mir reden!“

Sie wollte packen und gehen. Ich hielt sie davon ab, körperlich, wir schrien uns an, kämpften, ich warf die Sachen immer zurück in den Schrank, sie blieb, vorläufig. Aber es war zu spät. Sie blieb noch bis sie 18 wurde, genau an diesem Tag war sie weg. Weg. Sie hatte sich entschieden. Tja der Weg, von dem ich dachte, dass er langsam entsteht. Ich hatte es nicht gemerkt. Nicht gemerkt, dass sie anfang mich zu hassen, nicht gemerkt, dass ihr etwas fehlte, dass ich ihr nicht das gegeben hatte, was sie brauchte, vielmehr, dass ich nicht einmal wusste, was sie brauchte. Ich dachte wir hätten es gut. Von da ab, war alles anders. Ich war allein. Wer ist schon gerne allein? Ich lebte mein Leben, arbeitete, kümmerte

mich um meine Wohnung, ich hätte nochmal fortfliegen können, aber mir fehlte die Lust. Natürlich hoffte ich, dass sie wiederkommen würde, zu mir. Ab und zu hörte ich Gerüchte, dass sie arbeiten würde in Saarbrücken, mehr aber auch nicht. Das hatte ich nicht verdient. Aber ich behielt meinen Kopf oben und machte weiter.

Block, juste une femme

Ich hatte gelernt, in meinen früheren Arbeiten, ich wusste, worauf es ankam, und auf diese Karte setzte ich alles: Aussehen. Mit viel Aufwand hatte ich mich schlank gehungert, deswegen sollte ich jetzt auch was davon haben. Ich schrieb Bewerbungen über Bewerbungen aber kam nirgends rein. Bis dann schließlich doch ein Bewerbungsgespräch zustande kam. Roter Lippenstift, kurzer Rock, hohe Schuhe, tiefer Ausschnitt, enger Blazer. Klar sah ich gut aus, aber eben auch wie eine, die jeder haben kann, wenn man nur will. Ich bekam den Job, dummer Weise dachte ich aber noch, auch aufgrund meiner Qualifikation. Das böse

Erwachen kam dann. Anderssein wird immer sanktioniert. Selbst die Menschen, die heutzutage sagen, dass sie individuell wären, haben Menschen um sich herum, die seltsamerweise genauso wie sie auf gleiche Art individuell sind. Es gibt keine Individuen per Excellence. Nur Gleiche unter Gleichen und Ausgestoßene, die am falschen Platz nach Gleichen suchen. Menschen müssen ihren Platz kennen, um glücklich zu werden. Und ich dachte nun hätte ich meinen Platz, eine schöne Arbeit, eine schöne Wohnung und der Rest kommt von allein. So denkt man doch. Erst einmal die Basis sichern und der Rest passiert dann schon irgendwie. Aber nichts passierte. Nichts. Was will man machen in einer Kleinstadt, im Hunsrück. Kalt. Still. Dunkel. Man geht trinken. Nach dem Tag im Büro, wo man still und leise vor sich hinarbeitet, man gedemütigt wird, von Kollegen, Vorgesetzten, Politikern, von allem und jedem. Denn man war die Frau, die im kurzen Rock und roten Lippenstift den Job bekommen hat. Diejenige, die jeder haben konnte, denn sie war doof. Die ist nur wegen der Arbeit hierhergekommen. Die muss doof sein. Sieht gut aus, aber hat keinen Mann, klar ist die doof. Ich möchte nicht wissen, ob sie Wetten abgeschlossen

hatten, wer mich zuerst knallt. Schließlich ist sie ja eine Frau, und Frauen wissen nicht, wie der Hase läuft, das können nur Männer. Frauen glauben alles. Ich hatte aber keine Lust dort jemanden etwas zu glauben. Warum auch? Es muss ja nicht irgendjemand sein. Und einen gewissen Anspruch darf man doch haben. Klar, nicht jeder Mensch ist intelligent, aber ist das ein Grund jemanden wie ein Stück Fleisch zu behandeln? Ich stürzte mich in die Arbeit, hatte Ideen, setzte sie um, ohne Geld, mit Erniedrigungen der Lokalpolitiker, die dann versuchten, mich gegen den jeweils anderen auszuspielen, wie ein Bauer auf dem Schachspielbrett, sie alle waren die Könige, und ich eine von vielen. Es war klar, dass ich trank. So wie jeder Mann in dieser Gegend, nur mit dem Unterschied, dass ich eine Frau war. Wohin mit dem Frust? Ich ging jeden Tag joggen im Wald, schrie, kämpfte, weinte, arbeitete ich wie besessen. Schließlich bin ich zum Arbeiten dorthin. Sollte es die falsche Entscheidung gewesen sein? Das durfte nicht sein. Es war mein Traum, in der Kultur zu arbeiten. Es war mein Traum, das durften die nicht kaputt machen. Auch hier muss es etwas Schönes möglich sein. Schließlich ist Kultur nicht nur etwas für Städte. Kultur

mag doch jeder, oder? Aber nicht dort. Nicht von dem, was ich versuchte. Nicht mit mir. Ich sackte ab. Nicht nur am Abend. Trank und trank. Mal um zu feiern, wenn ich einen Erfolg hatte, mal um Dampf abzulassen, wenn der Erfolg an meine Feinde ging, mal um Misserfolge zu vergessen, mal um der Einsamkeit zu entfliehen, mal um jemanden zum Reden zu finden. Es war die Hölle. Der Hunsrück ist eine grüne Hölle, er frisst alles Gute an den Menschen, übrig bleiben Menschen, die hart sind, wie das Holz der harten Bäume, die sie umgibt. Es gibt im Hunsrück genau zweierlei Erwähnenswertes: Natur und Menschen. Und beides ist für jeden Menschen, der nicht aus dieser Gegend stammt, klug zu meiden, meint also den gesamten Hunsrück zu meiden. Mein Leben war nie glücklich, aber im Hunsrück war es eine Katastrophe. War es hausgemacht? War es zu viel roter Lippenstift, war es zu viel gute Laune einen Job in der Kultur bekommen zu haben oder war es meine Dummheit? Vielleicht alles. Vielleicht war ich von Anfang an zum Scheitern bestimmt. Bin gerannt, habe gekämpft, geträumt und verloren. Es war mein Fehler nicht aufzugeben. Ich saß daheim und weinte und betete zu Gott. Aber trotzdem ging ich jeden Tag zur

Arbeit. Schließlich hatte ich meinen Stolz. Es war ja mein Traum.

Ich hätte gehen sollen, die Reißleine ziehen sollen, nicht an das Geld und die Zukunft denken sollen. Das Schlimmste, was man uns Frauen eintrichtert ist der Mythos des Durchhaltens. Früher war es die Ehe. Da hat man allen erzählt, dass man einen Mann nicht verlassen kann, ohne zu fallen. Und wenn man ihn doch verlässt, landet man unter einem Zug, den man sich spontan ausgewählt hat. Später hat man uns diesen Quatsch mit der Ausbildung eingebläut. Braucht man, dann kann man unabhängig leben. Kann für sich sorgen... Früher war es der Mann, heute das Studium, Ausbildung, Arbeit... Durchhalten, Träume aufschieben, man kann ja dann immer noch. Aber so ist es nicht. Alles im Leben frisst Zeit. Lebenszeit, die beste Zeit, wenn man noch jung ist und trotzdem erwachsen. Und man verbringt es in einer Institution, wo man nichts lernt, was später im Leben Anwendung finden könnte. Für mich war das Studium nichts als Verzicht auf materiellen Wohlstand, Freiheit und Betätigung, wenn man von dem Schreiben für Hausarbeiten absieht, die ausnahmslos eh in der

Tonne landeten. Ein Abschluss ist nur für ein Stück Papier, was den weiteren Lebensweg noch mehr einschränkt. Zeugnisse öffnen keine Türen, nein, sie legen fest. Sie bestimmen die Tür durch die man als nächstes geht, aber niemals öffnen sie eine andere als die, die auf den ersten Blick dazu passt. Dafür ist das hier das falsche Land. Das Märchen: mach den Abschluss, danach kannst du machen, was du willst, stimmt nicht. Mach das Studium und bleib ein Trottel. Wenn man etwas nicht kann, dann hat das seinen Grund. Dann muss man nicht bis zum Brechen kämpfen. Dann sollte man sich eingestehen, dass man etwas nicht kann. Diese Welt hat nicht nur einen Weg. Es gibt viele. Und nicht jeder will den gleichen Weg gehen. Nicht jeder kann den gleichen Weg gehen. Und wenn der Weg falsch ist, dann stopp, hört auf, geht nicht weiter. Aber ich tat es nicht, ich verfolgte das Märchen vom Durchhalten, Gott allein weiß warum. Wieder einmal. Durchhalten um des Durchhaltenswillens. Ich rechnete jeden Monat wie lange ich noch brauchen würde, um mir Geld für eine Reise zu sparen. Wollte weg, weg von diesem Kaff, weg von diesen Menschen, weg von dem einsamen Büro, weg von diesem einsamen

Leben, weg von den Demütigungen und Beleidigungen, Anfeindungen und Hass. Der emotionalen Kälte. Ich schaffte nur jeden Tag aufzustehen und zur Arbeit zu gehen. Jeden Tag ein bisschen ungepflegter, kaputter, unglücklicher. Für den Hunsrück muss man geschaffen sein. Ein verknöchertes alter Baum, einer der keine Wärme, Licht und Wasser braucht, der schon halb tot ist, wenn er geboren wird. Aber das ist niemand. Das wird jemand. Und genau deswegen ist dieser Landstrich, das, was er ist. Furchtbar. Aber ich war dort und kämpfte einen blödsinnigen Kampf, den keiner brauchte, weil mich dort niemand brauchte, mehr noch, wo man mich oft darum bat zu gehen. Ich ging dann auch, aber zu spät, aber das ist eine andere Geschichte. Erst einmal war ich dort, im Hunsrück und saß dann dort. Im Altenheim. Nicht als Insassin, als Besucherin. Ich hatte einen musikalischen Weihnachtskalender organisiert, jeden Abend im Dezember in der Vorweihnachtszeit. ein kleines Konzert an unterschiedlichen Orten, auch in einem Altenheim. Der Chor sang, ich war die einzige Besucherin, wie oft bei meinen Veranstaltungen, eben nicht gerade gebraucht, dort im Hunsrück. Der einzige

Gast. Niemand sonst. Und ich hörte sie. Juste une femme. Dunkel, rau, am Ende des Lebens.

Hunsrück, zwei Seelen

Ich habe meine Wohnung aufgegeben. Es ging nicht mehr. Zu krank, zu alt. Ich meine damit nicht die kleineren Gebrechen, die alle haben. Nein ich meine nicht mehr können, trotz Medikamente und Operationen. Meine Tochter ist auch krank geworden. Sie hatte es in der Fremde nicht geschafft. Sie kam eben von hier, man sollte seinen Platz nicht wechseln, im Leben. Migration nennt man das heute. Es macht die Menschen krank. Wir hatten uns gerade wieder gefunden, sie besuchte mich ab und zu, wir erzählten, näherten uns, es brauchte etwas, um wieder einigermaßen vertrauensvoll zu reden. aber das Leben meint es nicht gut, nie, mit niemanden. Das Leben ist die Vorbereitung auf den Tod. Sie hat schon immer gut gelernt meine Kleine. Sie war lange im Krankenhaus, hat sie bekommen die ganzen Behandlungen, nur damit sie

bald darauf wieder krank wurde. Manche Dinge kann man nicht heilen. Sie ruht nun, mein kleiner Wildfang, mein Schmetterling. Das Leben hat es nicht gut mit ihr gemeint. Es war hart für sie. Ich war da, die letzten Wochen sind wir noch gemeinsam gegangen. Ich konnte sie nicht alleine lassen. Wir haben dann nicht mehr viel geredet. Sie war sehr gefasst. Nur einmal brach sie zusammen, weinte, mir flossen auch die Tränen. Ich brach, mehr zusammen als sie. Aber das Leben entscheidet, wann wir gehen. Nicht wir. Ich hielt ihre Hand, streichelte drüber, versuchte nicht daran zu denken, wie es war als sie klein war, wie wir im Kino waren, wie sie im Kleidchen aussah, wie sie Kartoffeln mit Quark gegessen hat und gelacht hat, gelacht. Ich weiß nicht, was ihr alles im Leben widerfahren ist, sie hat nicht darüber geredet, aber ich bin froh, dass sie bei mir war, als es zu Ende ging, dass sie nicht alleine war, dass wir ausgesöhnt waren. Sie war mein Schmetterling. Leben endet, jeder weiß das. Und Schmetterlinge sterben früh. Es war nicht ihre Schuld. Es war niemandes Schuld. Niemand trägt für etwas die Schuld. Nur die Starken schaffen das Leben, und auch sie nicht ewig. Sollen wir für das Leben dankbar sein?

Ich weiß es nicht. Man muss es leben, und da gehört der Tod dazu. Nach dem Tod eines Menschen ist am nächsten Tag trotzdem alles wie bisher, kalt, regnerisch und die Knochen tun weh. Die Beerdigung war klein, es war nur ich da. Keine Freunde, keine Familie. Ich habe sie in einem Waldfried begraben. Sie wird schnell vergessen sein. Mit mir. Der Baum daneben gehört mir. Wir haben nur füreinander gelebt, wir werden im Tod zusammen sein. Der Pfarrer hat mich besucht und wollte mit mir darüber reden. Aber was soll man da noch reden? Ich war nie eine große Rednerin. Mein Bruder auch nicht. Aber ich bin überzeugt davon, dass er glücklich geworden ist. Er hatte bessere Karten. Wir nicht, ob es daran lag, dass ich eine Frau war, so wie die Feministinnen von heute reden, das weiß ich nicht. Es macht auch keinen Sinn darüber nachzudenken. Es ist, was es ist und nichts anderes, egal wie man es erklärt und wo sein Grund liegt. Mein Grund war der Hunsrück, und er war hart, aber ob es bei anderen anders ist, weiß ich nicht. Ich bin auch zu müde. Meine Mutter ist seit langem tot, meine Freunde, meine doch so dicken Freunde, sind weg, meine Liebe bei seiner Frau und meine Tochter tot. Ich lebe jetzt im Altenheim. Der Tod

klopft an. Heute ist ein Konzert, wir singen, es ist nicht wichtig, warum, es ist kalt draußen, neblig, garstig, wie immer hier im Hunsrück. Wer Sonne braucht, darf nicht hierherkommen. Es wird mein letztes Weihnachten sein, sie sterben hier alle schnell. Wenn man sich mit dem Tod ausgesöhnt hat, kommt er schnell. Der Abschied an mein Leben. Auf meinem Nachttisch steht ein Foto meiner Tochter. Ich schaffe es anzusehen, und an das Gute mit ihr zu denken. Heute vor dem Konzert habe ich es angesehen. Jetzt beim Konzert sitzen wir zusammen: Und singen:

Stille Nacht, heilige Nacht.

Eine Schwester umarmt mich.

Block

Am liebsten hätte ich sie auch umarmt. Diese alte Frau, mit ihrer tiefen und traurigen Stimme. Sie sagte Tschüß zum Leben, sagte Tschüß zu den Wäldern und der Kälte, der nasskalten Stube, den gemeinen Mitschülern, ihren Freunden, ihrer Familie, ihrem Kind, ihren Träumen, dem Guten und Schlechten, sagte Tschüß, ohne Bitternis mit

gebrochener Stimme, aber unendlich warm, tief und Weihnachten. Gerne hätte ich etwas für sie getan.

Spiegeln wir uns? Oder sind wir grundverschieden? Wir treffen uns hier bei diesem Lied, das alles trägt, die Schwere des Lebens, die Kälte und Einsamkeit, bis zu dem Moment, wo wir es loslassen, und den Pokal in der absoluten Tiefe, in der Dunkelheit, durch die wir rennen, dem zu geben, der ihn noch tragen kann und ein wenig strahlt.

Es bleibt nur zu sagen, Schwestern, egal wo wir sind, wer wir sind, am Ende ist jede von uns nur: juste une femme.